

XX 244  
19

m Lons

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Н. С. С. Н.

# Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Beratung der ASRR der Wolgadeutschen.

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,  
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 22. | Potrowst, 30. November 1924. | Jahrgang 3.



„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал

Орган Кооперативного Свещения Обкома РКП (б.) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Partei und Dorf. Von F. D. . . . .	657
Politische Rundschau . . . . .	659

## **Wirtschaft und Wissen:**

Offener Brief an den Redakteur der „Dakota Freie Presse“, Herrn F. Sallet. Von E. Groß . . . . .	661
Der Direktor der Fabrik „Wiedergeburt“ in Marzstadt. Von Wilhelm Noll, Ingenieur. (Schluß) . . . . .	663
Die Konsumkooperation auf dem Markte der deutschen Volgarepublik. Von A. Ljubonudrow (Schluß) . . . . .	665
Die Genossenschaft und die Frau. Von J. Frei . . . . .	668
Das Töpfergewerbe in Nuffus. Von J. G. (Fortsetzung) . . . . .	669
Die Phosphoritlager im Unteren Wolgagebiet. Von A. Busst, Bergwerktingenieur. . . . .	671

## **Landwirtschaft:**

Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet. Von Heinr. Rieger, Agronom. (Fortsetzung) . . . . .	673
Der Anbau von Sommerweizen im Südboten. Nach den Arbeiten der Versuchsanstalten. Von Antropow, Agronom. (Schluß) . . . . .	675
Die Pflege der Obstbäume. Von Dmitrijew, Lehrer am Technikum in Nikolajewski Gorodok. (Fortsetzung) . . . . .	676
Der Hoz, die Geißel der Pferdezzucht. Von E. Rapoport, Veterinärarzt. (Fortsetzung) . . . . .	678

## **Kultur und Leben:**

Schwannemelodien Von A. Meco. . . . .	681
Dem Licht entgegen. Von Fr. Strom. (Fortsetzung) . . . . .	682
Gegen den Strom. Erzählung von Walter Born. (Fortsetzung) . . . . .	684
Bücherschau. . . . .	686

## **Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.**

Ein unerwarteter Fang. Von P. G. . . . .	77
Natur und Kultur. Von Karl Müller. . . . .	79

# U n s e r e W i r t s c h a f t

## Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,  
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

### Bezugspreis:

Für einen Monat mit Ubersendung . . . 60 Kop. in Gold.  
Vierteljährlich . . . . . 1 Rbl. 25  
Fürs Ausland für 6 Monate . . . . . 3 Dollar.

### Anzeigen:

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.  
Fürs Ausland . . . . . 15 Cents.

Nummer 22.

Polkowsk, 30. November 1924.

Jahrgang 3.

## Partei und Dorf.

(Партия и деревня.)

Von F. S.

Die Waffenbrüderschaft zwischen Bauer und Arbeiter ist Tatsache; sie ist auch die Quelle jener Kraft, die dem inneren Gefüge unseres proletarischen Staates unerschütterliche Festigkeit und seiner Stellung zu den fremden Mächten Gewicht und Ansehen verleiht. Es ist keinesfalls eine Frage der politischen Mode, sondern Gebot der Zeit, daß die Beziehungen zwischen Dorf und Stadt fortwährend auf der Tagesordnung stehen; ebenso ist es eine Tagesforderung, diese Frage unbedingt zu lösen. Der dreizehnte Parteitag der RKP widmete dieser Frage die größte Aufmerksamkeit. Und wenn einmal die Partei Beschlüsse faßt, so bleibt der Beschluß kein frommer Wunsch; er ist vielmehr der entscheidende Schritt zur Tat. Dieser Aufmerksamkeit der Partei mußte demnach die Mobilisierung der besten Kräfte für die Dorfsarbeit folgen.

Das Dorf ist kein Fragezeichen und auch kein Anbetungsgegenstand für uns, wie auch die Stadt kein Geheimnis und kein übersinnliches Gebilde darstellt. Die Stadt, wie auch das Dorf sind zergliedert in Klassen und Gruppen, deren wahres Kräfteverhältnis das gesellschaftliche und politische Antlitz von dem Dorf und von der Stadt haarfein herausmalt.

Der Zusammenschluß von Dorf und Stadt ist eben ein zweiseitiges Ding: es gibt einerseits einen Zusammenschluß im richtigen Sinne des Wortes, das ist das Bündnis der Werktä-

tigen der Stadt mit den Arbeitenden des Dorfes; hinter diesem Bündnis verriedet sich der „andere“ Zusammenschluß der städtischen Ausbeuter und Schmarotzer mit den Dorfwuchern und den berüchtigten Kulaken.

Die Aufgabe der Partei, dieser Riesenorganisation der Vorgesrittensten sowohl des Proletariats, wie auch des Bauerntums besteht darin, diese sich feindlich gegenüberstehenden Bündnisse und ihre Zusammenhänge immer und unter allen Umständen im Auge zu behalten und die Front der Werktätigen von der Front der Nichtwerttätigen in Stadt und Dorf samt den politischen Folgerungen, die sich daraus ergeben, mit dem gehörigen Nachdruck zu unterscheiden.

Die brennendste Sorge der Partei ist eben die Antwort auf die Frage der zwei Fronten. Darum handelte es sich auf dem Parteitag; darüber sprach man auf der Moskauer Beratung der Dorfparteizellen und dafür mobilisiert man die öffentliche Meinung und die besten Kräfte der Partei. Diese Arbeit ist ungeheuer schwer, aber sie muß geleistet werden, weil ihre Grundlage vorhanden ist und weil sie auf der Tagesordnung steht. Es ist bedeutend schwerer, die zehn Millionen Bauernwirtschaften an die tatkräftige Mitarbeit heranzuziehen, als die sechs Millionen des Proletariats auf 100% an den Sowetgedanken und Sowetstaat zu fesseln. Das Proletariat lebt in großen Massen; es hat

immer und überall gleiche Interessen und Bedürfnisse und, was ganz besonders zu unterstreichen ist, seine professionell vereinigte Organisation. Die Bauernschaft ist demgegenüber örtlich zerstreut, gesellschaftlich zersplittert und ermangelt einer starken Organisation. Ihre Organisierung ist geschichtlich jung; sie hat aber die besten Ansätze, sich in jene politische Macht zu entwickeln, die im Leben des Sowetdorfs die ausschlaggebende Rolle zu spielen berufen ist.

Das Dorf befindet sich gegenwärtig in einer mächtigen Gärung. Seit der Wiedererwachung des wirtschaftlichen Lebens geht der Scheidungsprozeß im Dorfe mit Vollkraft vor sich. Man merkt, daß es einen Unterschied zwischen Bauer und Bauer gibt und nicht mehr jene vermischte Schicht, in der der Kulak mit dem Mittelbauer und dem landwirtschaftlichen Lohnarbeiter in eins zusammenfließt. Der Klassenkampf ist ein Lebensgesetz auch im Dorfe, und wenn man seine Elemente für das politische Leben freisetzt, so geht der Aufbau des Sowetdorfs eben im Sinne des Zusammenschlusses der Werktätigen von Stadt und Land mit Meilenritten vor sich.

Die Partei schickt sich eben deswegen an, diesen Prozeß zu umfassen und ihm eine zielklare Richtung zu geben. Nicht vergeblich drückt der Genosse Stalin in seiner kernigen Formulierung die zeitgemähesten Aufgaben der Parteiarbeit im Dorfe in folgenden bündigen Forderungen aus: 1. Der hauptsächlichste Mangel der Parteiarbeit im Dorfe besteht in dem Fehlen eines lebendigen Bindeglieds, das die Partei mit den Zehnmillionen der parteilosen Bauern verbindet.

2. Die Tagesaufgabe der Partei besteht darin, dieses lebendige Bindeglied im Dorfe um die Partei herum auszubilden, um aus ihm neue Kräfte zu schöpfen.

3. Diese tätige Kraft zu schaffen, ist nur durch die Belebung der Sowete und die Heranziehung der Bauernschaft an die Verwaltung des Staats möglich.

4. Um die Belebung der Sowete zu erreichen, muß man an die parteilosen Bauern anders als bisher herangehen; man muß auf das Kommandieren verzichten und ein Verhältnis des gegenseitigen Vertrauens zwischen Partimitgliedern und Parteilosen schaffen.

Diese Tatsachensfeststellung ist zugleich der Wegweiser, dem man zu folgen hat, um dem

Klassenkampf im Dorfe den nötigen Nachdruck zu geben und ihn in die richtigen Bahnen zu lenken. Die natürliche Folge der Verschärfung des Klassenkampfes ist die Gliederung der Bauernschaft nach jenen Unterklassen und Gruppen, aus denen sie ursprünglich zusammengesetzt ist.

In unserer autonomen Republik ist jene Schicht der Bauernschaft am zahlreichsten, die aus Zwergbauern und landwirtschaftlichen Lohnarbeitern besteht. Sie bilden etwa die Hälfte der Bevölkerung; ihr geschichtliches Werden ist aber ziemlich kurzfristig; sie wurde erst im Laufe der letzten 10—12 Jahren eine massenhafte Gruppe. Deswegen muß man damit rechnen, daß sich unter ihnen auch unbeständige Elemente vorfinden, die nach den oberen Stufen der Bauernschaft schieben und dem Einfluß der Dorfwucherer zugänglich sind. Wirtschaftliche Tatsachen sind aber stärker, als Hoffnungen und Wünsche des Einzelwesens. Die Tatsache der Unmöglichkeit ihres Emporkommens drängt sich in das Bewußtsein der überwiegenden Mehrheit, und diese Mehrheit arbeitet Arm in Arm mit der Partei. Es kommt hierbei gar nicht auf den Fürsorgecharakter der Mitarbeit an, sondern auf ihren politischen Inhalt. Die Heranbildung des lebendigen parteilosen Bindeglieds, das Partei und Massen verbindet, ist eben durch die Dorfarmen und die Mittelbauern denkbar und möglich. Man muß hier nur die richtigen Grenzen ziehen. Wo der werktätige Charakter einer Bauernwirtschaft keinen Zweifel zuläßt, dort gibt es keine Kulaken. Kulaken heißen diejenigen, die die Landwirtschaft als Quelle zu ihrer Ausbeutungs-, Wucher- und Spekulationsbetätigung benutzen, die die Lohnarbeiter und die bedrängten Dorfarmen mit allerlei Kniffen ausbeuten und beschwindeln. Der Kulak ist eher Händler und Bankier als Landwirt, aber er kämmt sich gerne auf Bauernart und kleidet sich gern in einen Schafpelz um in der Masse der werktätigen Bauernschaft sein wölfisches Wesen besser verbergen zu können. Er ist kulturell und politisch entwickelt und weiß aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit seiner Schuldner nicht nur wirtschaftliches, sondern auch politisches Kapital zu schlagen. Seine Hände sind lang, seine Hände sind auch behaart, aber die Stimme sucht er zu einer Lämmerstimme zu dämpfen. Wie immer und überall, spielt er die Bedingungen seines auf

Bucher und Ausbeutung begründeten Lebens als Lebensbedingungen des gesamten Bauern- tums aus, um zwischen die Partei und die Dorfarmen und Mittelbauern einen Keil zu treiben und im trüben Wasser ungestört fischen zu können. Er wird sich mit der Sowetordnung niemals versöhnen, hauptsächlich aber dann nicht, wenn er diese Sowetordnung in seiner unmittelbaren Nähe, im Dorfrat, im Komitee der gegenseitigen Hilfe, in der Landkommission usw. sieht.

Die Sowetordnung im Dorf besteht eben darin, daß die Dorfarmen und Mittelbauern im Sowet sitzen und den Spieß der Klassenpolitik gegen das Kulakentum führen, indem sie mit Hilfe der Partei und im unterschütterlichen Vertrauen zu ihr und ihrer eignen Kraft, an

der Vertiefung dieser Ordnung und Be- festigung ihres politischen und wirtschaftlichen Einflusses arbeiten. In manchen Gegenden des Sowetbundes ist das Erwachen dieser zwei über- großen Schichten des Bauerntums gewaltig, und der Klassenkampf im Dorfe offenbart sich in aller Schärfe und Nacktheit. Das Kulakentum organisiert einen formellen Krieg gegen die klassen- bewußten werktätigen Bauern. Die Mordbren- nerei gegen Bauernkorrespondenten ist ein un- zweideutiges Zeichen dieses Umstandes. Bei uns dürfen die Missernte und ihre Folgen nicht als Grund angesehen werden, der diesen natürlichen und notwendigen Prozeß abschwächen könne. Im Gegenteil! Ton und Richtung müssen umso klarer und reiner gegeben werden, weil die Ordnung der Kampfereihen die erste Bedingung zum Siege ist.

## П о л и т и ч е с к и й К р у н д ш а н .

(Политическое обозрение.)

Einigkeit macht stark. „Ich bin voll- kommen derselben Meinung wie Gen. Sinowjew, daß die Zeit gekommen ist, wo die wirkliche Ver- einigung der prof. Bewegung im Weltmaßstab eine vollendete Tatsache werden muß . . .“

„Wenn wir die russischen prof. Verbände aus- irgend einer internationalen gewerkschaftlichen Or- ganisation ausschließen wollten, so läme das einer Aufführung des Shakespeareschen Hamlet gleich, in der der Darsteller Hamlets fehlt . . .“

So sprach auf dem 6. Bundeskongreß unse- rer Gewerkschaften der Führer der englischen Trades Unions Purcell. Die englische Arbeiterklasse ist nun nach der Niederlage stärker als zur Zeit, da Mac- donald zur Macht kam. Und nun sehen wir, daß zwei mächtige Kräfte an der Einheit der prof. Be- wegung im Weltmaßstabe schmieden. Und ungeach- tet aller Hindernisse wird es den redlichen Bemü- hungen der englischen und der russischen Arbeiter- klassen gelingen diese Einheit herzustellen. Wie auch die Bürokraten der Gewerkschaftsbewegung, die in ihre alten Traditionen und Schablonen verliebt sind und nichts als ihre Ruhe wünschen, dagegen prote- stieren mügen, die heutige Lage des internationalen Klassenkampfes verlangt diese Einheitsfront von aller Arbeitern. Daß Purcell recht hat, wenn er sagt, die russischen Gewerkschaften dürfen nicht von der internationalen Arbeiterbewegung ferngehalten werden, ist dadurch zu beweisen, daß gerade die

russischen Gewerkschaften die größten Erfolge auf- zuweisen haben daß gerade die russischen Arbeiter die größten Erfahrungen nicht nur im Kampf mit den Kapitalisten, sondern auch im Aufbau der sozialistischen Wirtschaft haben. Im Laufe des letzten Jahres stieg die Zahl der Arbeiter in der Industrie fast um 200.000 Mann. Die Aufbesserung des Lebens geht unaufhaltsam vorwärts. Der durch- schnittliche Monatslohn der Arbeiter kam in den Gewerkschaften im Vergleich zu dem Monatslohn von 1913 in Prozenten folgendermaßen angegeben werden:

Gewerkschaften.	1913.	1922.	1924.
Textilarbeiter . . .	100	43,7	83,1
Lebensmittelarbeiter	100	80,6	112,5
Bedarbeiter . . .	100	47,9	97,2
Im Durchschnitt in			
der ganzen Industrie	100	42,0	67,5

Diese allgemeine Aufbesserung steht im krassen gegensatz zu dem Leben der Arbeiter im Ausland. In Deutschland wurden 24.000 Eisenbahner ent- lassen, und das mit Genehmigung der Gewerk- schaftsbürokraten. Die Arbeiter sollen eben weil die Eisenbahndirektion jetzt Mangel an Mitteln fest- gestellt hat und weil sich die Arbeit in den Werk- stätten vermindert, herhalten. Und erst vor einigen Wochen hatte der Direktor der Eisenbahnen von einer glänzenden Finanzlage gesprochen. Als es

galt für die Spitzen der Eisenbahnverwaltung Kiefengehälter von 100.000, 60.000 und 24.000 Goldmark zu bestimmen, hatten die Eisenbahnen 300 Millionen Mark Ueberfluß, jetzt nach einigen Wochen, da die Arbeiter entlassen werden sollen, geschieht es wegen der „schwierigen Finanzlage der Reichsbahn.“

In Berlin hatten die Angestellten der Stadtbahnen einen Streik begonnen, der aber auch durch den Verrat der Gewerkschaftsbürokraten schon wieder beigelegt ist.

Diese Entlassungen sind jedoch nur ein Teil der allgemeinen Maßregelungen der Arbeiterklasse in der ganzen Welt. Mit dem Einzug der reaktionären Schwarzhundertler, mit der Übernahme der Macht durch diese „Ritter ohne Makel“ mußte die Verfolgung der Arbeiterklasse im Weltmaßstabe wieder mit verstärkter Schärfe einsetzen. Deutschland, das Sklavenland, macht den Anfang, um die Herzen günstiger zu stimmen. Aber auch in anderen Ländern beginnt schon diese neue Verfolgungswelle. In Ostland wurden ganze kommunistische Fraktionen verschiedener Organisationen, 149 Mann, dem Gericht übergeben. Der Kampf auf dem Gericht ist ein sehr hartnäckiger. Die Genossen wollen das bourgeoise Gericht nicht anerkennen. Und die Bourgeoisie fügt immer noch neue Opfer ihre Klassenherrschaft hinzu. Gen. Jan Tomp wurde „für die Beleidigung des Gerichts“ erschossen.

Oesterreich, das nach dem Krieg gänzlich von der Oberfläche der europäischen Politik verschwunden ist, beunruhigt die großen Imperialisten nicht mehr. Das kleine Ländchen ist durch die tätige Mithilfe der Sozialdemokraten nun gänzlich unter der Zuchttrute der Entente. Hier kann nun die Völkerliga ihre menschenbeglückenden Experimente ungehindert durchführen. Aber ungeachtet der hilflosen Lage, ungeachtet dessen, daß die Regierung nur einen Hampelmann darstellt, der sich auf Geheiß seines Herrn abzappeln muß — trotz alledem muß der demokratische Schein gewahrt bleiben. Welcher Hohn! Wo der Stiefel der Sieger jede freie selbstständige Regung niedertritt, spielt man Demokratie. Die Regierung Seipel geht, „weil das Volk sich gegen sie ausgesprochen“, und die neue Regierung Medl wird dieselbe Politik durchführen, weil es die Herren befehlen. Wenn in den kapitalistischen Staaten die Arbeiterklasse überhaupt nichts von

einem Wechsel der kapitalistischen Regierungen zu erwarten hat, so ist dieses in solchen Sklavenstaaten wie Oesterreich ganz besonders der Fall. Das demokratische Spiel ist nur da, um die Volksmassen besser betrügen zu können. Hat sich eine Regierung zu sehr in den Augen der Bevölkerung als Dienerin des ausländischen Kapitals bloßgestellt, so wird eine andere hervorgezerrt, die im Volke Hoffnungen erweckt, die aber auch gleich von Anfang an katapultet und die eigne Bevölkerung en-gross und endetail verkauft.

Wie ganz anders steht es da in Rätebund Ein zurückgebliebenes Land, dessen nationale Selbständigkeit vom Zaren formell noch nicht vernichtet, das aber faktisch schon völlig versklavt war, Buchara, war durch die Oktoberrevolution aus dem zarischen Sklavenjoch befreit worden. Ihm war es von der Räteregierung gänzlich freigestellt, ob es das Rätesystem annehmen oder sich für eine andere Staatsform entscheiden will. In damaliger Zeit führte das Volk eine Volksregierung ein bei der auch die bourgeoisien Elemente ihrer Rechte nicht verlustig gingen. Und nun, sieben Jahre nach der Oktoberrevolution entschied sich dieses Land auch wieder ganz frei für die Rätegewalt. Und was sehen wir hier? Unterdrückung und Bedrängnis, wie wir es von den kapitalistischen Staaten gewohnt sind? Nein, das direkte Gegenteil. Nach der Ausrufung der Sowetrepublik in Buchara wurden dort die Staatsgrenzen zwischen den einzelnen Staaten Mittelasiens geregelt. Und bei dieser Gelegenheit ging ein großer Teil der ehemaligen Turkestaner Republik, die sich nun auch nach ihren verschiedenen Bevölkerungsteilen in einige Republiken teilte, an die neue Bucharische Sowetrepublik über. Ebenso steht es auch in der Ukraina. Während das freiheitsliebende Bessarabien, das erst unlängst einen Versuch machte, sich gewaltsam von seinem Vergewaltiger loszureißen, von Rumänien unter blutiger Knechtung gehalten wird, bildet sich in seiner Nachbarschaft, in der Moldau, eine freie Räterepublik. Auch die Deutschen bekommen in einigen Rayonen der Ukraina, wo sie in dichten Massen wohnen, eine nationale Verwaltung. Auf Schritt und Tritt sehen wir also den Unterschied zwischen dem freien Rätebund und zwischen den kapitalistischen Sklavenhalterei der zivilisierten Staaten.



## Offener Brief an den Redakteur der „Dakota Freie Presse“, Herrn F. Sallet.

Herr Redakteur!

Wir haben Ihren Brief vom 15. Oktober 1924, adressiert an die Redaktion der „Nachrichten“, empfangen. Sie empfehlen uns darin, an Stelle von Gen. Schneider eine andere Person nach Amerika zu kommandieren; denn „N. P. Schneider besitzt nicht den Takt und die Fähigkeit, seiner Sache Freunde zu gewinnen“. Ihre Versicherung, die „Dakota Freie Presse“ sei „den Interessen der Wolgadeutschen gewidmet ebenso wie Ihre „Nachrichten“ (unterstrichen von mir G. G.), und da sollte es nicht schwer sein, einander recht zu verstehen“, fassen wir allen Ernstes auf, und antworten auf Ihren Rat folgendes:

Unserer sämtlichen Bevölkerung ist wohl bekannt, daß N. P. Schneider unglaubliche Schwierigkeiten bei seiner Arbeit in Amerika in den Weg gelegt und daß ihm dort die schmähllichsten Beleidigungen angetan werden. Die Vertreter des Sowetlandes haben überhaupt nicht leicht im Auslande zu arbeiten. Derselbe N. P. Schneider mußte sich davon schon in Deutschland überzeugen. Und dennoch hatten unsere Feinde in Deutschland den Mut nicht, so frech, unverschämt und wütend zu lügen und ihn zu verleumden, wie sie es im „freien“ Amerika in den „freien“ Zeitungen tun. Es ist für uns nicht neu, daß „Freiheit“ in der kapitalistischen Welt Freiheit der Lüge und aller möglichen Abscheulichkeiten bedeutet.

Und wenn wir irgendwelche Freiheit bekämpfen, so ist es vor allem diese. Weder wir, noch Schneider sind aber imstande, dies in Amerika zu tun; deshalb bleibt uns nur übrig, dem Gen. Schneider die Geduld, Standhaftigkeit und Ausdauer, die er bei Erfüllung seiner ihm auferlegten Aufgaben an den Tag legt, als großes Verdienst anzurechnen. Die Mehrheit unserer Bevölkerung weiß diese seine Verdienste zu schätzen.

Worum handelt es sich? Gleich von allem Anfang seiner Arbeit in Amerika ist N. P. Schneider auf eine offene prinzipielle Feindseligkeit der Wolgadeutschen Bank gegenüber gestoßen, wie seitens der „American Wolga-Relief Society“.

Unter dem Druck der Kolonisten jedoch verschwindet diese Feindschaft allmählich, und der Kongreß der „American Wolga-Relief Society“ ist gezwungen, seine Einwilligung zur Unterstützung der Wolgadeutschen Bank zu geben, zumal jeder sich von der Sympathie und dem wohlwollenden Verhalten, das die breiten Schichten der Bevölkerung unserer Republik der Wolgadeutschen Bank entgegenbringen, überzeugt hat. Dieser Druck beseitigte nicht die Feindseligkeit der Führer der Emigration zu unserer Wirtschaft, sondern verwandelte sie nur in eine versteckte Feindseligkeit des klugen Feindes, der nun seine schmutzige Arbeit auf Schneiders Person übertragen hat. Uns ist das Manöver klar. Ich

machte öffentlich, vor der ganzen Bevölkerung, die unsere und auch Ihre Zeitung liest, eine Reihe Mittelungen, an deren Glaubwürdigkeit Sie nur dann zweifeln könnten, wenn unsere Leser sie in der Presse widerlegen würden. (Sie werden doch mit Bier nicht annehmen wollen, daß wir derart qualifizierte Bergewaltiger sind, die das Durchbringen der Wahrheit in Ihre Presse verhüten können!) Johannes Meyer wiederholt in der „California Post“ vom 2. Oktober 1924 das alte Märchen von der „Massenschlächterei in einem kleinen Ort an der Wolga“, die angeblich unter Schneiders Anführung ausgeführt worden ist. Aber weshalb, fragen wir, blieb der Brief der Bürger dieses „kleinen Ortes“, der diese Lüge entlarvt, der amerikanischen Presse unbekannt, obgleich er schon in Nr. 3 der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ vom 15. Februar d. J. veröffentlicht wurde? Die Tatsache der Verheimlichung dieses Briefes, wie auch vieler anderer Briefe aus unseren Dörfern über Schneider spricht entschieden nicht für die Objektivität der amerikanischen Presse. Oder ist dies alles eine „Fälschung“? Die Fabeln von dem Militär, mit dessen Hilfe wir die „uns nötigen“ Briefe und Beschlüsse der Gemeinden erpressen, schaden uns nicht so viel wie ihren Autoren, wie Macdonalds Fabel von „Sinowjews Brief“ nicht uns, sondern ihm schadete.

Oder solche Fabeln, wie die uns von Ihnen zugesandten aus dem „California Vorwärts“: „Ein Wolgadeutscher . . . erzählte . . . daß Schneider den Bruder dieses Mannes habe erschießen lassen und mit angesehen habe, wie er erschossen worden sei. Ein anderer sagte, daß er selber mitangesehen habe, wie der Schneider einen Mann erschöß.“ Wer sind sie? Ihre Namen? Möge doch irgend jemand unserer Leser von hier in Ihrer Zeitung meine Behauptung, daß in dem „California Vorwärts“ eine schamlose Lüge veröffentlicht ist, widerlegen (vielleicht ist deshalb auch der Autor des Artikels nicht angegeben?) In demselben Artikel heißt es: „Es soll hier ein gewisser Pop sein, dessen Bruder in Russland von diesem Schneider ermordet wurde“.

Weshalb schweigt dieser Pop? Vielleicht sagt er oder der Autor des Artikels uns, wann und wo das geschah, damit wir die Bürger des Dorfes fragen können? Es ist tatsächlich: „Pfui!“, wie der dienstwillige Mitarbeiter des

„California Vorwärts“, seinen Artikel schließt. Bessere Mitarbeiter waren wohl für den „Calif. Vorw.“ in Amerika nicht zu finden? Uebrigens bediente sich der Schreiber nur der Daten aus der „Denver Post“. Deshalb beschloß der „California Vorwärts“, die Aufnahme des Artikels eines solchen „Augenzeugen“ und „Kenners der Bolschewiki“, wie der „einmal reiche“ Friedrich Bier, mit dessen Name jetzt noch in unseren Dörfern die Mütter ihre ungehorsamen Kinder einschüchtern. Möge einer unserer Leser in Ihrer Zeitung meine Behauptung widerlegen, daß die Wolgadeutsche Bank für den Kredit keine 14 Proz. nahm und nimmt und daß sie nicht weniger als 1 Rbl. 94 Kop. für einen übersandten Dollar auszahlt. Hat unsere Bank doch trotz der Hindernisse verschiedener Biere und ihnen zuwider bis zum 1. November über 3300 Anweisungen auf die Summe von etwa 75.000 Dollar erhalten, worüber dieser Tage von der Wolgadeutschen Bank ausführliche Daten mit Angabe der Namen der Empfänger, des Kurses usw. veröffentlicht werden.

Was können wir dafür, daß man diesen Bieren in Amerika noch Glauben schenkt? Wenn nicht bei Schneider (er war in jener Zeit nicht da), so waren doch bei vielen von uns auch für Bier im Jahre 1921 Kugeln vorbereitet.

Nur zufällig konnten wir uns von der furchtbaren Rache der Biere retten; aber in den Gräbern des gewesenen Seelmanns Bezirks ruhen nicht wenig jener, deren Kinder und Frauen durch die Biere ins Unglück gestürzt worden sind. Wenn die „freie“ amerikanische Presse einwilligt, unseren offiziellen Mitteilungen Raum zu geben, so schicken wir ihr eine ausführliche Uebersicht der grauen-erregenden Handlungen, Ermordungen, Gewalttaten und Graßlichkeiten, die von den Brüdern Friedrich, Ferdinand und Alexander Bier verübt wurden. Vor diesen Handlungen erblickt aues, was wir über die so merkwürdige Sitte des „freien“ Amerikas, wie das „Lynch-Gericht“, gehört haben.

Uns wird es schwer oder gar unmöglich sein, Ihnen von einem Ende der Welt auf das andere die ganze Wahrheit zu übergeben.

Daß Sie überhaupt keine Vorstellung von ihr haben, folgt daraus, daß Sie dennoch einigen Glauben daran haben, was Ihre Zeitungen von uns schreiben. Wir beantragen Ihnen, oder einem beliebigen anderen, der einen ern-



sten Willen hat, „der Wolgadeutschen Republik und Bank weit besser zu dienen“ als Bier, zu uns zu kommen und unsere Dörfer zu besuchen, um aus dem Munde unserer Bauern die Wahrheit zu hören. Die Bolschewiki verstecken sich nicht vor sich selbst. Ob Schneider oder ein anderer an seiner Stelle — alle müssen wir sagen: „Ja, wir sind Bolschewiki. Wir verhehlen unsere Freude nicht darob, daß wir in blutigem Kampfe uns einen starken und treuen Verbündeten in der Person der ESR gegen die Biere aller Länder errungen haben“. Und wenn wir Hilfe von den mit uns Sympathisierenden erwarten, so wird diese auch zur Festigung der von uns eroberten Ordnung verwendet.

Uns hat wiederum ein Mißjahr heimgesucht. Und dennoch gehen wir nicht zu den Bierern in die Sklaverei, wenn diese Sintflut der Verleumdungen und Beleidigungen gegen Schneider sogar dazu führen sollte, daß die Herzen der ehrlichen werktätigen Bürger, der amerikanischen Deutschen sich in Steine verwandeln.

Wir gaben den Anstoß zur Annäherung mit Amerika. Jeder unserer Bauern weiß das.

Wir haben ein Recht dazu, von unseren amerikanischen Freunden einen mutigeren Kampf gegen die Verleumdungsarbeit der Banditen zu verlangen.

Wir haben das Recht, dasselbe auch von Ihrer Zeitung zu verlangen. Wer anders handelt, wer vor der gegen Schneider angezettelten Geze die Flinte ins Korn wirft, der verbirgt hinter dem Rat betreffend den „Austausch dieser Person“, daß die Sache der Wolgadeutschen Bank und der Aufbau der Wirtschaft unserer Republik ihm nicht nahe genug am Herzen liegen.

Unsere Bauernschaft, die die Verdienste des Gen. Schneider schätzt, weiß auch dieses neue Manöver der weißgardistischen Emigration nach Gebühr zu bewerten.

Die „freie“ Presse möge frei sein an erster Stelle von den Organisatoren dieses Manövers. Die Freiheit kann errungen und bewiesen werden durch die Bereitwilligkeit, im nötigen Moment gegen den Strom zu gehen. Dieser Moment ist für Ihre Zeitung eingetreten. Wenn Sie diesen Moment verabsäumen, so werden Sie in größerem Nachteil sein als wir.

Achtungsvoll E. Groß.



## Der Traktor der Fabrik „Wiedergeburt“ in Marxstadt.

(Трактор фабрики „Возрождение“ в Маркштадте.)

Von Wilhelm Koll, Ingenieur.

(Schluß.)

Unser kleiner Traktor „Karlik“ hat ferner weder Ausgleichvorrichtung (Differential, Kardan), noch Nädervorgelege für Geschwindigkeitsstufen. Statt der ersteren ist er mit einer Hebelvorrichtung ausgestattet, durch die dieses oder jenes Hinterrad entsprechend der Drehung des Traktors mit der Achse gekuppelt wird, und die Geschwindigkeitsstufen werden einigermaßen durch die Veränderung der Tourenzahl des Motors ersetzt. Das einzige Näderwerk, das der Traktor „Karlik“ aufweist, ist das Getriebe der Nienenscheibe und das Schedengetriebe, das die Kraft von dem Motor zur Achse überträgt und

dabei die Tourenzahl herabsetzt. Da bei normaler Arbeit des Traktors, d. h. beim Ackern, nur das Zweite in Betracht kommt, ist der mechanische Wirkungsgrad überhaupt sehr groß im Vergleich zu den anderen Traktoren. Kurz und gut, an unserem Traktor sind alle komplizierten Einzelteile gemieden worden, und dennoch ist er imstande, allen Ansprüchen gerecht zu werden. Der Traktor hat nur etwa 300 Einzelteile, während zum Beispiel der Fordson'sche über 3000 hat. Daher ist unser Traktor eine sehr einfache Maschine, und eine kleine Anweisung genügt, um dem Bauer die Möglich-

keit zu geben, den Traktor selbst zu handhaben. Ferner ähnelt unser Traktor durch den einfachen Bau den anderen Bauernmaschinen und -geräten, so daß ein jeder Dorfschmied, der mit den letzteren vertraut ist, imstande sein wird, auch an dem Traktor kleine Reparaturen auszuführen, was in Bezug auf andere Traktoren, insbesondere ausländischer Herkunft, bei weitem nicht immer der Fall ist. Das Gewicht des Traktors „Karlík“ ist sehr gering, nur 75 Pud, so daß eine gewöhnliche Brücke imstande ist, ihn zu tragen. Die Probetraktoren wurden unter

sehr ungünstigen Verhältnissen gebaut und nur dank der zähen Energie des Konstrukteurs Mamin und der Arbeiter unter der geschickten Leitung der Fabrikverwaltung wurde der erste Traktor verhältnismäßig schnell fertig, obwohl er später kam, als man es gewünscht hatte.

Jetzt, da die Konstruktion sich bewährt hat, kann man zum Massenbau übergehen. Es wird zu diesem Zweck bei der Fabrik eine neue Werkstätte eingerichtet, die bald in Betrieb gesetzt werden soll. Die speziellen Werkzeugmaschinen



Die Prüfung des Traktors „Karlík“ auf dem Prüffeld der Timirjasewischen Akademie.  
 Anwesend: x Volkskommissar für Landwirtschaft des SSSR M. P. Semirnow, xx Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der Wolgadenischen Republik W. K. Kurlj, xxx Vertreter der Wolgadenischen Republik beim Zentralvolkskomitee des SSSR D. D. Schmidt.

sind schon im Sommer angekommen und werden gegenwärtig aufgestellt. Diese Maschinen wurden im Jahre 1922 vom Volkskommissariat für Landwirtschaft des RSFSR durch J. W. Mamin im Ausland angekauft und unserer Republik nach langem Hin und Her vom Zentrum übergeben. Wir können nun behaupten, daß unsere „Wiedergeburt“ im ganzen SSSR die einzige speziell für die Massenfabrikation eingerichtete Traktorenfabrik sein wird. Und gerade darin liegt ihre große Bedeutung, denn obwohl sie an Raum und Belegschaft nicht besonders groß ist, so wird sie doch eine verhältnismäßig hohe

Leistung haben. Bei der jetzigen Einrichtung kann die Höchstleistung auf etwa 4—5 Traktoren täglich gebracht werden. Das erste Betriebsjahr kann vielleicht etwa 100 Traktoren geben, aber die Leistung der Fabrik wird von Jahr zu Jahr größer werden, bis am Ende des 3-ten Jahres die obengenannte Zahl erreicht wird. Um eine Uebersicht über die Eigenschaften und Leistungsfähigkeiten der in Betracht kommenden, in Rußland am meisten verbreiteten Traktoren zu erhalten, sei folgende Tabelle gegeben, die die Ergebnisse der Prüfung verschiedener Traktoren enthält.

Traktoren.	Ankaufspreis des Traktors.	Abfchreibung in Jahren.	Gewicht des Traktors (in Pud).	Leistung in PS (Pferdekraften).	Geschwindigkeit (Kilometer in 1 Stunde).	Schonungsgrad des Pfluges.	Tiefe der Furche (in Zentimeter).	Leistung in 10 Minuten (in Stunden in Dost).	Brennstoff.	Schmierung.	Verbrauch von Brennstoff.		Verbrauch von Schmierstoff.		Das Acker einer Dessjatin kostet.	
											Petroleum.	Raffin.	Spezialöl.	Wachsend.	Rub.	Kop.
1. Fordson amerikanischer . . . . .	2000	3	72	20	4,4	2	4	2,5	Petroleum.	Zylinderöl.	60	—	6,5	—	2	35
2. Fordson Nr. 1 der Putilowwerke	2900	3	78,5	20	4,3	2	3,97	2,4			61	—	7	—	2	46
3. Saporoshez Nr. 2	2000	6	150	12/15	3,7	2	4	1,6	Raffin.	Maschinenöl.	—	90	—	15	2	82
4. Karlik Nr. 2 der Fabrik „Wiedergeburt“ . . . . .	1600	6	75	10	3,5	2	4	1,5			—	63	—	7	1	79

Der in der Tabelle gegebene Ankaufspreis des Traktors „Karlik“ kann in den nächsten Betriebsjahren noch herabgesetzt werden, so daß der Normalpreis 800—900 Rubel nicht übersteigen wird. Unter dem angegebenen Preis von 1600 Rubel ist der Preis des „Karlik“ im ersten Betriebsjahre zu verstehen. Die Verarbeitung einer Dessjatin mit unserem Traktor kommt bedeutend billiger zu stehen als die Bearbeitung mit Traktoren anderer Systeme, wie aus vorstehender Tabelle ersichtlich ist.

Zum Schluß sei noch der obengenannte Traktor „Gnom“ erwähnt, der auch in der Fabrik „Wiedergeburt“ gebaut werden soll. Er wird sich wesentlich von dem „Karlik“ durch die höhere Leistung des Motors (etwa 25 Pferdekraften) und durch zwei Vorwärts- und eine Rückwärtsgewindigkeit unterscheiden. Auch wird er vier Räder haben, während der „Karlik“ nur drei hat. Die Bauart und die übrige Einrichtung werden im großen und ganzen dieselben sein wie auch beim Traktor „Karlik“.



## Die Konsumkooperation auf dem Markte der deutschen Wolgarepublik.

(Потребкооперация на рынке Непреспублики).

Von A. Ljubomudrow.

(Schluß)

Daß die Verkleinerung des Anteils des Privathandels und die Vergrößerung des Anteils des Kooperativhandels ständig und planmäßig vorwärtsschreitet, zeigt die Vergleichungstabelle der Durchschnittsumsätze dieser beiden Arten des Handels. Hier haben wir mit Ausnahme der Handelsunternehmen der IV.

Kategorie eine Verkleinerung der Gesamtumsätze des Privathandels wie auch des Durchschnittsumsatzes jedes einzelnen Unternehmens. Der Privathandel verzeichnet nur in den Unternehmungen der IV. Kategorie eine geringe Vergrößerung der Umsätze, während der Kooperativhandel in allen Unternehmungen eine

Die Veränderung der Umsätze der Kooperativen (ohne die Verbände) und Privathandelsunternehmungen nach den Kategorien für zwei Jahreshälften, (die II. Hälfte 1923 und I. Hälfte 1924.)

Kategorien.		Zweite Hälfte 1923.			Erste Hälfte 1924.		
		Gesamtumsatz.	Zahl der Unternehmen.	Durchschnittsumsatz	Gesamtumsatz.	Zahl der Unternehmen	Durchschnittsumsatz
II.	Kooperativhandel	42,823	6	7,137	—	—	—
	Privathandel	1,458,945	572	2,250	737,967	396	1,860
III.	Kooperativhandel	293,656	76	3,870	248,317	17	14,600
	Privathandel	1.579.806	189	8,350	838,625	155	5,410
IV.	Kooperativhandel	217,443	7	31,160	246,764	7	35,252
	Privathandel	223.610	12	18,630	292,387	14	20,885
V.	Kooperativhandel	78,278	2	39,139	327,815	4	81,954
	Privathandel	9,732	1	9,732	—	—	—
Alle Kategorien.	Kooperativhandel	632,200	92	6,947	822,896	28	29,390
	Privathandel	3,272,096	774	4,228	1,868,979	565	3,308
	Der beiden Arten	3,904,296	865	4,500	2,691,875	593	4,540

bedeutende Vergrößerung des Umsatzes aufweist.

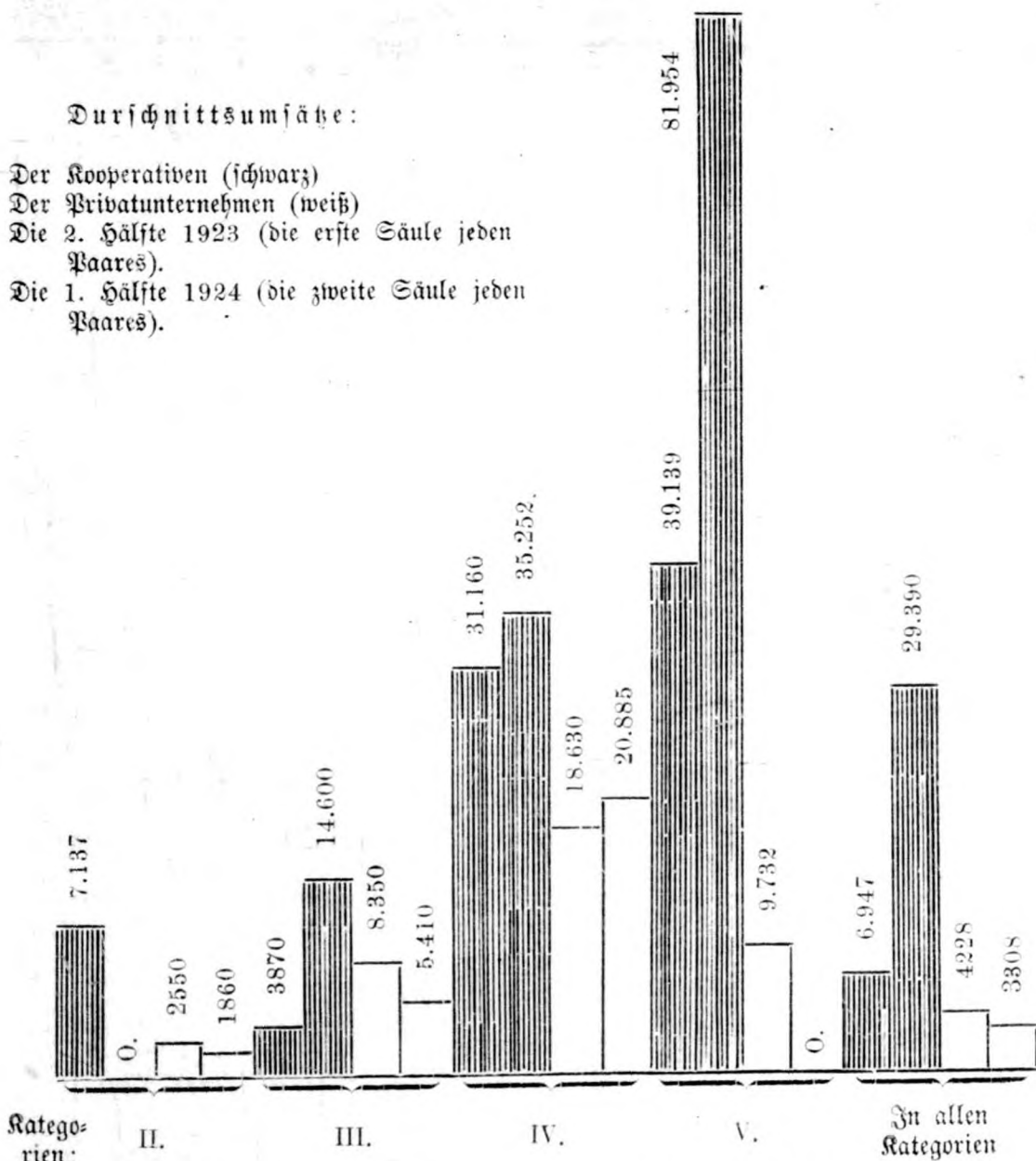
Die Veränderung der Durchschnittsumsätze ist am klarsten auf Diagramm Nr. 3 zu sehen. Die starke Vergrößerung der Umsätze der Kooperativen der III. Kategorie muß durch die Umsatzvergrößerung in den großen Kooperativen erklärt werden. Sedenfalls ist diese Umsatzvergrößerung ein Zeichen des innern Wachstums der Kooperation. In den kooperativen Handelsunternehmungen der V. Kategorie erklärt sich das Anwachsen der Umsätze ausschließlich durch die Entwicklung der Kooperation. Untersuchen wir die Veränderung der Umsätze verschiedener Handelsarten, so sehen wir auch hier, daß die Bedeutung des gesellschaftlichen und Staatshandels stets zunimmt und der Privathandel immer mehr an Bedeutung einbüßt.

Die Umsätze des genossenschaftlichen Handels machten vom Gesamtumsatz im 2. Halbjahr 1923 17% aus, im 1. Halbjahr 1924 28%. Der staatliche Handel machte im 2. Halbjahr 1923 18%, im 1. Halbjahr 1924 26%. Und der Privathandel bildete im 2. Halbjahr 1923 65%, im 1. Halbjahr 1924 46%. Also sehen wir, daß der Anteil des kooperativen Handels im Gesamtumsatz unserer Republik im Laufe eines halben Jahres von 17 auf 28% anwuchs. Diese Tatsache wird noch bekräftigt durch den Vergleich mit den oben angeführten Angaben über die Vergrößerung der Mittel der Kooperativen um 18% und der Bilanzen um 20 Prozent und durch das Anwachsen der Kooperationsmitglieder, wovon im Anfang dieses Artikels gesprochen wurde.

Diagramm Nr. 3.

Durchschnittsumsätze:

- Der Kooperativen (schwarz)
- Der Privatunternehmen (weiß)
- Die 2. Hälfte 1923 (die erste Säule jeden Paares).
- Die 1. Hälfte 1924 (die zweite Säule jeden Paares).



Wir haben Ursache anzunehmen, daß die 28% den Anteil der Kooperation niedriger angeben, wie er in Wirklichkeit ist; denn die Genossenschaften (etwa 100), die einen Umsatz von weniger als 10.000 Nbl. im Halbjahr haben, sind nach ihren Umsätzen bedeutend stärker als die 95 von der Ausgleichungssteuer befreiten Privathändler. Wir haben Fälle, daß 7—8 Privathändler zusammen einen kleineren Umsatz haben als eine Genossenschaft des Dor-

fes. An der Station Urbach handeln eine Reihe Händler mit gebademem Brot, aber der Umsatz der Kooperative, die ebenfalls mit Brot handelt, übertrifft den Gesamtumsatz all dieser Privathändler. Die 117 Privathändler der I. Kategorie, die ihre Ware in Säcken und Körben aufbewahren können, sind kaum zu erwähnen. Alle diese Schlüsse müssen noch nachgeprüft werden, hauptsächlich aus zwei Gründen: 1. wegen der im Anfang des Artikels

gemachten Einschränkungen in Bezug auf die Angaben der Steuerverwaltung und 2. weil die Angaben einen zu kurzen Zeitraum betreffen. Es können Umstände, die wir noch nicht kennen, unsere bisherigen Ergebnisse über den Haufen werfen. Jedenfalls bestätigen alle diese Tatsachen vorläufig einen und denselben Schluß:

nämlich, daß die Konsumkooperation zusammen mit den anderen Arten der Kooperation und dem Staatshandel auf dem Markte der Wolgadeutschen Republik schon einen soliden und festen Platz einnimmt und, was besonders wichtig ist, daß die weitere Entwicklung sich in der Richtung des schnellen Wachstums bewegt.



## Die Genossenschaft und die Frau.

(Женщина и кооперация.)

Von S. Frei.

Unter Genossenschaften oder Kooperativen verstehen wir die Konsumvereine oder, wie man bei uns in den Dörfern sagt, Vereinsbuden.

Als Gen. Rykow unsere Republik unlängst besuchte, hob er auf dem Meeting in Pokrowsk besonders die Bedeutung der Frau in der Genossenschaft hervor. Er sagte, daß die Frauen, die doch alle Einkäufe besorgen, von den Waren, den Preisen, überhaupt vom ganzen Kooperativwesen oft mehr verstehen als die Männer, die mehr mit ihren Geschäften eingenommen sind und sich wenig um das Kooperativwesen kümmern. Er rief nach, daß es Kooperativen gibt, in denen die Verwaltungen aus sehr energischen Frauen bestehen, die alles daran setzen, um ihre Vereinsbuden auf die nötige Höhe zu bringen.

Daß die Frauen wirklich geeignete Arbeiter in den Genossenschaften sind, zeigen uns die ausländischen Frauengenossenschaften, die sich in England am meisten entwickelt haben. Diese Genossenschaften, Guilden genannt, schließen Hunderte und Tausende von Frauen zusammen und bilden eine der stärksten Genossenschaftsorganisationen. Die Wichtigkeit der Heranziehung der Frauen in die Kooperativen wurde auch von unseren Gegnern, den sozialdemokratischen Parteien, anerkannt, unter deren Einfluß die meisten Genossenschaften des Auslands stehen und die auch damit beschäftigt sind, die Frauen durch die Kooperativen zu organisieren, um auf sie politisch einzuwirken. Die Sozialdemokraten hatten sogar einen Weltkongreß der kooperierten Frauen in Holland

(Genf) am 29. August laufenden Jahres einberufen. Auf der Tagesordnung dieses Kongresses stand unter anderem auch ein Punkt bezüglich der Heranziehung der Bäuerin in die Kooperativen. Unsere Klassenfeinde erkennen ganz gut an, daß es im Falle eines Aufstandes der Arbeiterklasse für sie sehr wichtig ist, auf wessen Seite die Bauernschaft steht. Darum versuchen sie die Bäuerinnen in ihre Organisationen hereinzuziehen.

Gewiß hat auch die Komintern nicht geschlafen und auf den oben erwähnten Kongreß genug Kommunistinnen geschickt, die den schönen Plan der Sozialdemokraten aufdecken und so gut wie möglich zerstören sollten. Dieses gelang ihnen auch, denn ihr Auftreten rief bei den Delegierten großen Beifall hervor. Doch damit ist noch nicht alles getan.

Die kommunistischen Parteien des Auslands müssen überhaupt danach streben, den Einfluß in den Arbeiterkooperativen zu gewinnen, damit diese Genossenschaften die Arbeiterschaft mit Geld und Ware unterstützen können, wenn die Revolution oder ein allgemeiner Streik der Arbeiter ausbrechen sollte. So soll also die Genossenschaft in den kapitalistischen Ländern die Weltrevolution unterstützen. Was hat sie aber nach der Revolution zu tun? Welche Ziele muß sie sich im Sowetstaate stellen?

Hier sind die Ziele schon ganz andere.

Im Sowetstaate muß sich die Kooperation folgende zwei Ziele stellen:

1. soll sie aus den kleinen Geldbeiträgen der Mitglieder ein mächtiges gemeinschaftliches

Kapital zusammenbringen, das dem Kapital der Händler und Privatunternehmer gegenübersteht und mit ihm um die Herrschaft auf dem Markte kämpft.

2. soll sie ein Mittel zur Organisierung der rückständigsten Schichten des werktätigen Volkes darstellen, um sie ins gesellschaftliche Leben einzuführen, weil nur eine organisierte Masse ein neues gemeinschaftliches brüderliches Leben aufbauen kann.

Folglich muß man danach streben, die Frauen der Arbeiter und die Bäuerinnen in die Genossenschaft hereinzuziehen. Gerade diese Frauenschichten, die am wenigsten Verständnis für das öffentliche Leben haben, da sie immer mit ihrer Familienarbeit: in ihrem Hause und auf ihrem Felde, für ihre Männer, für ihre Kinder beschäftigt sind, müssen in die Kooperativen hineingezogen werden, damit sie am öffentlichen Leben teilnehmen können.

Wie soll die Frau herangezogen werden?

Hauptsächlich dadurch, daß die Kooperative gewissenhaft handelt und billige und gute Ware liefert, wodurch die Frau als überlegte Wirt-

schafterin in die Arbeit der Genossenschaft hineingezogen wird.

Später, wenn die Genossenschaft wirtschaftlich erstarkt ist, durch Eröffnung von Abteilungen, die mit Waren für Mutter und Kind versehen sind; durch Organisierung von Sommerkinderkrippen oder Anmietung von Hebammen für ihre Mitglieder usw. Alles das sind Dinge, die die Bäuerin als Mutter notwendig braucht und durch die man folglich ihr Interesse an Kooperativwesen, wecken kann. Ebenso muß die Kooperative auch die Frau in der Stadt befriedigen, indem sie Kindergärten, Speisehäuser usw. eröffnet.

Was ist in dieser Hinsicht in unserer Republik schon geleistet?

Noch sehr wenig. Unsere Bäuerin und unsere Hausfrau stehen noch sehr weit von den Genossenschaften und vom aktiven Mitarbeiten in ihnen. Darum soll unsere Lösung für die nächste Zeit folgende sein: Die werktätigen Frauen gehören in die Kooperative!

Dieses Ziel werden wir auch gemeinschaftlich mit dem Verband der Kooperativen der Wolgaden Deutschen Republik durchzuführen suchen.



## Das Töpfergewerbe in Kufkus.

(Горшечное производство в с. Кукук.)

Von S. E.

(Fortsetzung.)

Ehedem, in der Vorkriegszeit, bestanden hier an Ort und Stelle folgende Preise für das Töpfergeschirr: Milchtöpfe 3. B. 5—8 Kop. das Stück, große Honigkrüge 30—40 Kop., kleine Tellerchen oder Schüsseln 1—2 Kop., und dementsprechend die übrige Ware je nach der Größe. Das ist glasiertes Geschirr gewesen. Das jetzige unglasierte hat ungefähr dieselbe Preislage: 8 Kop. ein Milchtopf, 50 Kop. ein großer Honigkrug, 2 Kop. ein Schüsselnchen, einerlei, ob es roter oder schwarzer Brand ist, obgleich letzterer etwas teurer zu stehen kommt.

Dem Aufblühen dieses Gewerbes, das seit Ende der 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Aussagen der Töpfer selbst merklich aus-

gedehnter betrieben wird als vorher, bereiten einige Umstände fühlbare Hemmungen. Zunächst der Rohstoff, der Ton selbst. Darin sind, wie bereits oben erwähnt, auch Salpeterkörner enthalten. Bei der Bearbeitung des Tones mit der Sense und ferner beim Kneten und Walken sucht man diese Fremdkörper möglichst gewissenhaft auszuscheiden — eine Arbeit, die zugleich dazu beiträgt, daß der Ton besonders rein und zart wird und zur Güte der Ware beiträgt. Nun bleiben aber trotz aller gewissenhaften Arbeit immer noch feine Salpeterkörnerchen im Ton zurück. Im Brennofen zerstäuben sich diese Körnerchen durch die Hitze und brechen, je nach ihrer Lage, mehr nach außen oder nach innen

die Wand des Gefäßes entweder ganz durch oder splintern Wandteilchen nach außen oder nach innen ab. Dadurch entsteht viel Bruchware. Ferner verursacht der Lehmsteinofen viel Schaden, indem während des Brandes Lehmstückchen von oben auf oder in das Geschirr fallen und vieles verderben. Besonders groß war dabei der Schaden früher, als man das Geschirr noch innen glasierte und die Glasur durch die herabfallenden Lehmstückchen verdorben wurde. Und drittens verbrauchen die altnobischen Brennöfen aus der Urbäterzeit viel Holz. Bei Ofen neuen, vervollkommenen Baues würde größere Holzersparnis erzielt werden können.

Diese Schwierigkeiten, mit denen die hiesigen Töpfer zu kämpfen haben und die ihnen die Ware verteuern, veranlaßten den Schreiber dieses im Jahre 1909, eine Eingabe an die Nowousensche Landschaft über die Lage und die Schwierigkeiten des Ruffkuser Töpferhandwerks zu machen und nahe zu legen, wie ratsam ein unterstützendes Eingreifen der Landschaft bei diesem Handwerk wäre, das einem in absehbarer Zeit sich bildenden landlosen Proletariat (es war die Zeit der Stolypinschen Agrarreform) in Zukunft ein sicheres Stück Brot bieten würde, wenn zu seiner Vervollkommnung und Hebung einiges getan würde, in der Weise, daß das Ruffkuser Bauerngeschirr einen Wettbewerb mit dem Sareptanischen Geschirr aufnehmen könnte und nach weithin Absatz finden würde. Und zwar wäre notwendig: 1. ein Instruktor, der die Töpfer in neuen Verfahrensweisen mit Farbenguß, besseren Glasuren und neuen Geschirrförmern unterweisen würde; 2. sollte die Landschaft den Töpfern einmal zur Probe kostenlos einen neuen Brennofen aus Ziegelsteinen nach neueren Mustern erbauen lassen, weil solch ein Versuch die materielle Kraft des einzelnen Töpfers übersteigt, alle zusammen aber sich nicht einigen können, — um den Töpfern die großen Vorteile solch eines Ofens augenfällig vorzuführen, in dem durch das Unterbleiben des Herabbröckelns von Lehmstückchen, sodann durch Holzersparnis jeder Brand sich gegen früher billiger und vorteilhafter gestaltet, und 3. die Töpfer mit einer Tonquetschmaschine bekannt zu machen, wie solche im Auslande gebräuchlich sind, mit deren Hilfe beim Durchmahlen des Toncs die feinen Salpeterkörnchen zerquetscht werden und, verpulvert,

sich verteilen, so daß sie beim Brennen der Gefäßwand nicht mehr schaden, wie oben erklärt.

Auf diese Eingaben hin erschienen dreimal Beauftragte des Landamts in Ruffus, um nähere Angaben über dieses Handwerk zu sammeln und sich mit den Räten und Wünschen der Töpfer bekannt zu machen.

Aber diese waren auf einmal auffallend zurückhaltend geworden und lehnten schließlich jegliche Unterstützung seitens der Landschaft, sogar einen kostenlosen Brennofen, ab. Erst später erklärte sich ihr ablehnendes Verhalten. Sie fürchteten die bitteren Erfahrungen, die die Korbsflechter der benachbarten zwei katholischen Dörfer: Dehler und Brabander mit dem unterstützenden Eingreifen der Landschaft vor einigen Jahren gemacht hatten. Dort gedachte das Nowousensche Landamt, nach dem Beispiele des Grafen Olsuffew in dem Ruffendorf Akmat, gleichfalls die Korbsflechtereie zu heben und produktiver zu gestalten, und setzte einen Instruktor nach Brabander, ließ flott drauf los flechten, ohne für den Absatz der vielen bald zusammengelochtenen Ware Sorge zu tragen. Als endlich die Landschaft das verwendete Geld wieder zurückziehen genötigt war, mußte die viele Ware zu billigen Preisen verschleudert werden. Die Korbsflechter in beiden Dörfern vermochten diese plötzliche Konkurrenz der geldstarken Semstwo nicht auszuhalten, und mußten ihre Arbeit bis auf bessere Zeit einstellen und dadurch viel Mangel leiden.

Das fürchteten die Ruffkuser Töpfer auch für sich und ihr Handwerk und blieben infolgedessen allem Entgegenkommen des Landamtes gegenüber kalt.

Noch wollte der Initiator der Einnischung des Nowousenschen Landamtes seinen Plan zur Hebung des Ruffkuser Töpferhandwerks nicht aufgeben. Er wandte sich an die karamische (Kunsttöpferei-) Fachschule in Höhr in Deutschland und erhielt von dort den Rat, ihr einige Lehrlinge als Schüler zu schicken, die später, zurückgekehrt, die Töpferei hier nach ausländischem Muster betreiben und verbreiten könnten. Doch der Weltkrieg bereitete allen diesen schönen Plänen ein jähes Ende. Und so bewegt sich denn die Technik in dem Ruffkuser Töpfergewerbe bis zur Gegenwart noch ganz in den altväterischen Gewohnheiten.

(Schluß folgt.)



# Die Phosphoritlager im Unteren Wolgagebiet.

(Фосфоритные залежи в Нижнем Поволжье.)

Von A. Busik, Bergverfingenieur.

Mit dem Namen Phosphoriten bezeichnet man eine Gebirgsschicht, die ein Gemisch von phosphorsaurem Salz des Kalziums und kohlen-saurem Kalk darstellt, das 5 bis 60% Phos-phorsäure enthält. Der Phosphorit wird in fein zerstoßenem Zustande als Düngmittel gebraucht. Da aber das phosphorsaure Salz im Phos-phorit sich nur sehr schwer auflöst, so ist der Gebrauch des Phosphorits in diesem Zustande als Düngmittel mit vielen Nachteilen verknüpft. Er muß nämlich lange in der Erde liegen, man braucht große Mengen von Phosphorit und ist nicht sicher, ob er die gewünschte Wir-kung hervorbringt. Um diese Nachteile zu be-seitigen, muß der Phosphorit mit Schwefelsäure bearbeitet werden, wodurch er in ein leicht auflösbares phosphorsaures Salz umgewandelt wird. Das Ergebnis dieser Bearbeitung heißt Superphosphat, das ein gutes Düngmittel dar-stellt. Auf 1 Duff. braucht man etwa 12 Pud Phosphat, die 25 Wagen guten Mistes gleich-kommen (Nach A. Alexejew).

## Der Phosphorit in Rußland.

Die Phosphoritgewinnung begann in Ruß-land in den 70-er Jahren des vorigen Jahr-hunderts. In der ersten Zeit wurde er haupt-sächlich zur Ausfuhr gewonnen. Am Ende der 80-er Jahre wurde in der Presse und in Re-gierungskreisen sogar die Frage bezüglich der zollfreien Ausfuhr des Phosphorits erörtert. Die Phosphoritgewinnung war bei uns haupt-sächlich in den Gouvernements Podolien und Kursk verbreitet. Kurz vor dem Krieg wurden durch die Arbeiten einer besonderen Phosphorit-kommission unter dem Vorsitz des Prof. Sa-moilow auch in den Gouvernements Kostroma, Saratow, Moskau, Wjatka u. and. Phosphorit-lager entdeckt. Die Vorräte an Phosphorit im Bunde der Räterepubliken werden auf etwa 334.114 Mill. Pud (5.477.278.688 Tonnen) geschätzt.

## Der Saratower Phosphorit und die Phos-phoritgruben.

Im Gouvernement Saratow wird der Phosphorit seit 1912 beinahe ausschließlich an

den Wolgaufnern erforscht. Hier sind meist die Phosphorite der Goltz- und Turonperiode ver-breitet. Die ersteren zeichnen sich durch größere Zuverlässigkeit und Ergiebigkeit der Schichten aus, auch enthalten sie mehr Phosphorsäure. Besonders reichhaltig ist der Phosphorit aus der Goltzperiode im mittleren Teil des Sara-tower Bezirks in den Kreisen Sinenikaja und Alexandrowskaja.

Die Saratower Phosphoritgruben wurden 1916 auf dem Lande des ehemaligen Guts-besitzers Maslennikow bei dem Dorfe Schme-lewka (Schachmatowka) im Alexandrowsken Kreise, 25 Werst unterhalb Saratow eröffnet. Anfangs bestanden sie aus 6 Stollen, jetzt be-stehen sie aus 8 Stollen und 18 Querstrecken (Sieh schemat. Darstellung Abbild. 1). Bei den Phosphoritgruben befindet sich ein Stein-zermalmer, um den Phosphorit zu zerkleinern. Die Stollen sind etwa 70—80 Faden lang und haben einen Durchmesser von  $1 \times 0,8$  Faden. Sie ziehen horizontal vom steilen rechten Wolga-ufer landeinwärts. Bei den Gruben sind 2 be-festigte Abhänge, die durch eine 3—4 Faden breite Berme getrennt sind. Diese Berme (Abfag) dient auch gleichzeitig als Verladungs-ort des Phosphorits, von wo aus er nach der mechanischen Bereicherung (Auswahl, Durchsieben und Auswaschen) in den Steinzermalmer ge-bracht wird. Der Holzausbau der Stollen und Strecken ist aus Eichenholz und besteht aus 3—4 Rahmen der einfachsten Bauart auf einen Faden. Die Stollen sind durch die Strecken miteinander verbunden und bilden Säulen. (Sieh den schemat. Plan Abb. 1). Die Strecken sind ebensogroß wie auch die Stollen.

Die Säulen werden in 4 Einschnitte ge-teilt, die früher mit Abstufungen gebaut waren, jetzt aber einen durchausgehenden Steg darstel-len. Die Arbeit wird durch Untergraben des sandigen Bodens mit Keilhauen (Spitzhammern), Einstürzung der Phosphoriten durch Untergraben ausgeführt. Das Dach ist aus Lehm mittlerer Güte. Die Befestigung der ausgearbeiteten Stollen wird durch Stützen oder Ansetzen der Strecken er-reicht. Die Beförderung bis in die Stollen

Abb. 1. Die Saratower Phosphoritgruben.  
(Schemat. Plan der unterirdischen Arbeiten.)

Zeichen: 1.



Phosphoritschichten, die bearbeitet werden.

3.



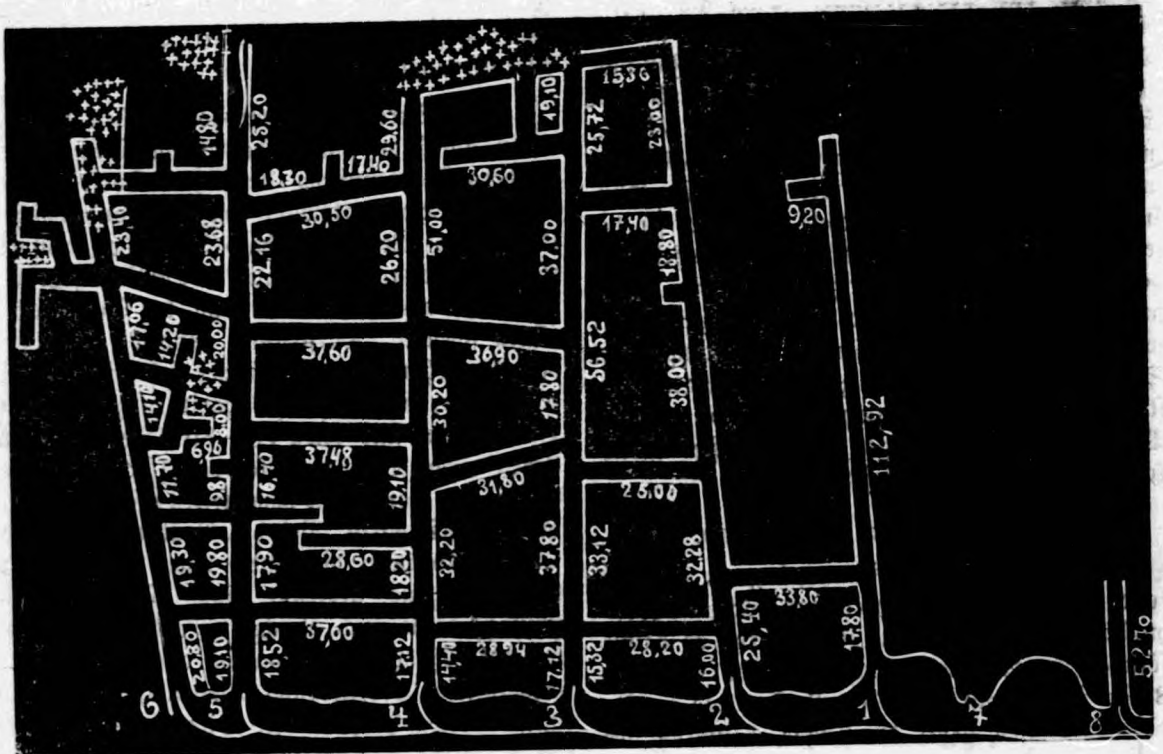
a — Strecken  
b — Stollen

2.



Der Schienenweg, auf dem die beladenen Wagonetten befördert werden.

4. 1, 2, . . . 8 — Stollen



Der Grubenhof (Verma).



Volga.

wird durch Handwagen bewerkstelligt, in den Stollen wird der Phosphorit auf Wagonetten weiterbefördert. Die Bearbeitung ist trocken. Die Phosphoritschichten aus der Goltzperiode sind etwa 6—8 Werschok dick und geben eine Ausbeute von 54—80—103 Pud vom Quadratfaden. Die Schichten sind beinah horizontal (im Durchschnitt fallen sie ungefähr NW 288°,

der Winkel ist etwa 1,5°), Gase sind in den Gruben nicht vorhanden. Die Reinigung der Luft ist eine natürliche durch die Stollen, und nur teilweise geschieht sie durch künstliche Luftreinigungsoffnungen. Die Beleuchtung geschieht durch gewöhnliche 10-linige Petroleumlampen.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet.

(Культура винограда в Нижнем Поволжье.)

Von Heinrich Rüger, Agronom.

(Fortsetzung.)

### Sortenauswahl der Reben.

(Nach Potebnja und Skrobischewski.)

Der Weinkau mit seiner reichhaltigen Sortenauswahl der Reben steht mit den klimatischen Verhältnissen in engster Verbindung. Deshalb müssen beim Anlegen eines Weingartens die auszuwählenden Sorten auf ihre Tauglichkeit für die gegebenen Verhältnisse sorgfältig geprüft werden. Bei der Sortenauswahl fürs Untere Wolgagebiet ist stets die Reifezeit der Beeren ausschlaggebend. Auch ihre Empfindlichkeit gegen die Kälte darf nicht außer acht gelassen werden. In unseren Verhältnissen können nur fruchtbare und frühreife Sorten in Betracht kommen. Das frühe Ausreifen ist für unsere Gegend von ausschlaggebender Bedeutung. Hierbei ist zu bemerken, daß minderwertige Sorten stets fruchtbarer sind als diejenigen, die Wein von hoher Güte liefern.

Bei der Auswahl von Tafelorten werden stets diejenigen vorgezogen, die folgende Eigenschaften besitzen: 1. Fruchtbarkeit und starkes Wachstum, 2. umfangreiche und schön geformte Trauben, 3. Widerstandsfähigkeit gegen Fäulnis in regnerischer Zeit und 4. Hartschaligkeit der Beeren, so daß sie gut verpackt und transportiert werden können.

Ein angehender Weingärtner darf nie danach trachten, viele Sorten in seinem Garten

anzubauen. Besonders vorsichtig muß man in Bezug auf solche Sorten sein, die von Handelsfirmen stark angepriesen werden. Man wähle nur solche Sorten, die in unserer Gegend schon erprobt sind. Deshalb werden hier auch nur Sorten beschrieben, die sich in den Weingärten unserer Gegend gut bewährt haben. Diese Auswahl kann später durch verständnisvolle und zielbewußte Neuanpflanzungen vervollständigt werden.

Bei der endgültigen Wahl einer Sorte darf man sich auf keine Handelsfirma verlassen, sondern muß diese Sorte kennen oder die sichere Empfehlung einer Versuchstation, eines landwirtschaftlichen Instituts und dgl. in Betracht ziehen.

1. Magdalene von Anjou. Diese ist die frühzeitigste aller Tafeltrauben. Sie reift gegen Ende Juli aus, hält sich lange Zeit am Stocke, leidet nicht bald unter Frost und ist wegen ihrer Auspruchslosigkeit in Bezug auf Feuchtigkeit eine für das Untere Wolgagebiet unersehbare Sorte. Vorausichtlich wird diese Sorte in Zukunft eine ebensolche Rolle in unserer Gegend spielen wie gegenwärtig die Apfelsorte „Anis“.

Ist die genannte Traubensorte für den Transport bestimmt, so wird sie einige Zeit vor ihrer vollständigen Reife gepflückt. Sie zeichnet sich durch schnelles Wachstum und reich-

liche Fruchtbarkeit aus. Unter günstigen Verhältnissen kann sie schon im dritten Jahre nach ihrer Anpflanzung einen Ernteertrag liefern. Sie liebt hohe, von der Sonne stark erwärmte Plätze, jedoch müssen sie in geschützter Lage liegen, da widrigenfalls ungünstige Witterungsverhältnisse (Regen, Wind, kaltes Wetter) das normale Befruchten stören und dadurch auf den Ernteertrag nachteilig wirken. Obgleich Regen, Wind und dergl. auch für andere Reben Sorten zur Blütezeit schädlich sind, so muß dies bei der Sorte Magdalene von Anjou besonders hervorgehoben werden, da sie eine weibliche ist und ihr Blütenstaub die eigenen Früchte nicht befruchtet, infolgedessen die Blüten oft vorzeitig abfallen. Deshalb dürfen Anpflanzungen ausschließlich von dieser Sorte nicht angelegt werden. Zwischen 2—3 Stöcken dieser Sorte werden ebenso viele Stöcke anderer Sorten angebaut, damit diese die Magdalene von Anjou befruchten. Bei solch gemischten Anpflanzungen liefert Magdalene von Anjou die reichlichsten Ernteerträge.

Magdalene von Anjou ist französischer Herkunft wie die meisten europäischen Sorten. Sie wurde in Frankreich aus Samen erhalten, 1861 trug sie ihre ersten Früchte und breitete sich danach schnell in allen Weinbau treibenden Gegenden aus.\*) Ihre Traube ist von mittlerer Größe und kegelförmig. Die Beeren sind blaß und grün gefärbt und haben einen bläulichen Anlauf. Auf ihrer Oberfläche sind braune Punkte und durchsichtige Adern bemerkbar. Ihre Gestalt ist rund, einigermaßen eiförmig, unten breit, am Ende stumpf, mit vorstehender Narbe; die Schale ist mitteldick, das Fleisch — saftig, zart, der Saft farblos und von angenehmem Geschmack. Samentörnchen hat sie 2—4. Diese Sorte ist gut zu verfrachten und stellt eine erstklassige Handelsorte dar. In unserer Gegend ist sie fast in allen Gärten verbreitet. Sie beansprucht einen langen Schnitt und gedeiht gut an Spalieren des Systems Guillot. Bei sorgfältiger Pflege liefert sie alljährlich einen guten Ernteertrag. Diese Sorte kann allen empfohlen werden.

2. Magdalene royal ist eine Abart der vorher beschriebenen Sorte. Sie ähnelt ihr sehr und ist ebenfalls französischer Abstammung. Sie unterscheidet sich von der vorhin beschriebenen Sorte hauptsächlich durch ihre größere Empfänglichkeit für Pilzkrankheiten. Sie braucht viel Wärme. Ihre Fruchtbarkeit ist mittelmäßig. Vorläufig wird diese Sorte bei uns nur in einzelnen Gärten angebaut, kann jedoch ebenso wie die Magdalene von Anjou infolge ihrer Frühreife und guten Eigenschaften warm empfohlen werden.

3. Frühreifer Malenger. Die Traube dieser Sorte ist mittelgroß zylindrisch-kegelförmig und locker. Die Beere ist entweder mittelgroß oder klein und von grüngelber Farbe. Die Schale ist dünn und undauerhaft, das Fleisch zart, saftig und von gewöhnlichem Geschmack. Sie reift sehr früh aus und stellt eine gute Tafelorte dar, ist jedoch für den Transport nicht geeignet. Sie zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus und darf lang und kurz geschnitten werden (dieses ist jenem vorzuziehen). Bei uns ist sie weit verbreitet. Mit Magdalene von Anjou abwechselnd und nach dem System Guillot gezogen, gedeiht sie gut. In Frankreich wird aus dieser Sorte Wein gekeltert, der sehr geschätzt wird, weil er 2 Wochen eher als andere Sorten in brauchbaren Zustand kommt.

4. Portugieser. Die Traube ist mittelgroß, flügelartig, zylindrisch-konisch, von mittelmäßiger Festigkeit. Die Beeren sind mittelmäßig oder groß, rund, von schöner dunkelblauer Färbung mit schwachem graublauen Anflug, saftig und süß, die Haut ist dünn, aber dauerhaft. Diese Sorte reift früh, ist fruchtbar und besonders für unsere Gegend geeignet, da sich ihre Knospen spät entwickeln. Gedeiht auf beliebigem Boden; trockne und leichte Erde sagt ihr besonders zu. Das Verfrachten verträgt sie sehr gut. Diese Sorte verlangt einen langen Schnitt, ist bei uns sehr weit verbreitet und auch unter dem Namen „Dporto“ (?) bekannt. Sie ist nicht nur eine gute Tafelorte, sondern liefert auch guten Wein.

(Fortsetzung folgt.)



\*) Ampelographie der Rhein. Von Akademiker G. Kroschinski. II. Beschreibung der Sorten. Seite 269

# Der Anbau von Sommerweizen im Südosten.

(Культура яровой пшеницы на юго-востоке.)

Nach den Arbeiten der Versuchsanstalten. Von Antrypow, Agronom.

(Schluß.)

Das im Herbst geackerte und für die Sommerweizenausfaat bestimmte Feld wird bis zum Frühjahr in Schollen liegen gelassen, da es in solchem Zustande fähiger ist, die Herbst- und Winterniederschläge aufzuhalten und den Boden mit Nährstoffen zu bereichern.

Sobald im Frühjahr die Ausfahrt möglich geworden ist, werden die Vorarbeiten für die Weizenausfaat begonnen. Dabei muß der günstige Augenblick wahrgenommen werden, da die verspätete Bearbeitung ein übermäßiges Austrocknen des Feldes zur Folge hat. Gewöhnlich besteht die Vorarbeit im Eggen des Feldes. In den Bauernwirtschaften wird der Weizen auf Schollen gesät und 3—4-fach geeget. Die Saatzeit ist in unserer trockenen Gegend naturgemäß von kurzer Dauer, und das rechtzeitige Aussäen ist daher von größter Wichtigkeit, was folgende Zahlen unbestreitbar beweisen:

	Frühe Ausfaat.	Späte Ausfaat.
	(Unterschied von 7 Tagen)	
Balashow	. 75 Pud	60 Pud.
Saratow	. . . 80 "	64 "

Aus den angegebenen Zahlen ist ersichtlich, daß das Verspäten mit der Ausfaat des Sommerweizens dessen Ernteerträglichkeit bedeutend herabsetzt.

Je trockener das Klima, desto stärker macht sich die Bedeutung des frühen Aussäens geltend. Keine Vorbereitungsarbeit ist imstande, das frühe Aussäen zu ersetzen und die nachteiligen Folgen der Verspätung zu beseitigen. Besonders verderbenbringend wirkt das späte Aussäen bei der Handausfaat, da in gegebenem Falle die ausgesäten Körner häufig in die ausgetrocknete obere Erdschicht zu liegen kommen.

Auch mit der Frage hinsichtlich der Ausfuhrung der Sommerweizenausfaat haben sich die südöstlichen landwirtsch. Versuchsanstalten eingehend beschäftigt. Der Prüfung wurden die Handausfaat, die Schmalreihen- und Breitreihenausfaat unterzogen. Die erhaltenen Er-

gebnisse beweisen, daß die Reihenausfaat der Handausfaat unbedingt vorgezogen werden muß. Von beiden Formen der Reihenausfaat konnte sich keine während einer größeren Reihe von Jahren den Vorrang erwerben, und gegenwärtig ist diese Frage immer noch nicht endgültig gelöst. Die Besentschuker landwirtsch. Versuchstation ist an Hand ihrer Versuche zu dem Schluß gekommen, daß bei verunkrautetem Felde die breitreihige Ausfaat (6—8 Werschok Abstand zwischen den Reihen) mit unbedingt darauffolgender Bearbeitung der Abstände zwischen den Reihen unbestreitbar die Ernteerträglichkeit erhöht. Ist jedoch das Feld vom Unkraut gereinigt, so hat diese Ausfaatform vor der schmalreihigen keinen Vorzug. Während der ersten Jahre ihrer diesbezüglichen Versuche gewann die Besentschuker Station bei Breitreihenausfaat 71 Pud von der Dessj., bei Schmalreihenausfaat — 59 Pud und bei Handausfaat — 48 Pud. Auf der landwirtschaftl. Station zu Krasny-Rut war während fünf Jahre der Ernteertrag bei beiden Formen der Reihenausfaat die gleiche. In Hinsicht auf die Art und Weise der Ausfaat sind folgende Durchschnittsergebnisse erhalten worden:

	Handausfaat.	Schmalreihenausfaat.	Breitreihenausfaat.
Krasny-Rut (5 J.)	. 51,0	61,0	60,4
Balashow (5 J.)	. 81,0	89,0	87,0
Besentschuk (11 J.)	. 55,6	63,5	63,4

Obige Zahlen liefern den Beweis, daß der Unterschied im Ernteertrag bei Schmal- und Breitreihenausfaat nur gering ist. Andererseits kann auf Grund der Erfahrungen der Besentschuker landwirtsch. Versuchstationen angenommen werden, daß die Breitreihenausfaat in Bauernwirtschaften, deren Landstücke gegenwärtig stark verunkrautet sind, einen bedeutenden Erfolg haben wird. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß in trockenen Jahren die

Reihenausfaat von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Die Frage bezüglich der Samenmenge auf eine Dessj. wird von den landwirtsch. Versuchstationen ebenfalls nicht unbeachtet gelassen. Die Ernteerträge sind nach den Ergebnissen der Versuchstationen in Krasny-Rut und Saratow durchschnittlich im Laufe von fünf Jahren folgende:

	Samenmenge:			
	3 Pud.	4 Pud.	5 Pud.	6 Pud.
<b>Krasny-Rut.</b>				
Schmalreihenausfaat	57,6	59,7	61,9	62,9
Breitreihenausfaat	56,5	60,0	62,8	63,0
Handausfaat	51,4	54,0	55,6	59,0
<b>Saratow.</b>				
Schmalreihenausfaat	51,0	54,0	56,0	56,0
Breitreihenausfaat	44,0	46,0	56,0	—

Eine geringe Erhöhung des Ernteertrags bei Vergrößerung der Saatmenge ist zwar

beobachtet worden; sie ist jedoch von keiner Bedeutung. Die landwirtsch. Versuchstation zu Krasny-Rut findet für ihre Verhältnisse die Saatmenge von 4 Pud bei Reihenausfaat und 5 Pud bei Handausfaat auf eine Dessj. als vollständig genügend. Von großer Bedeutung ist auch die Güte des Samens. Auf der Besenschuler landwirtschaftl. Versuchstation wurde der türkische Weizen (Beloturka) während dreier Jahre auf seine Güte geprüft. Der Samen erster Sorte lieferte durchschnittlich 58 Pud von der Dessj., zweiter Sorte 46 Pud. Dies Ergebnis belehrt uns darüber, daß bei der Ausfaat der bestfortierte Samen verwendet werden muß. Bei grobkörnigem Samen wird die Menge entsprechend erhöht.

Ist die Oberfläche des Weizenfeldes nicht eben genug, so kann nach erfolgtem Ausäen das Feld nochmals mit einer leichten Egge einfach bearbeitet werden. Während seines Wachstums bedarf der Sommerweizen keiner Pflege, außer daß bei Breitreihenausfaat die Zwischenreihenabstände vom Unkraut gereinigt werden müssen.

## Die Pflege der Obstbäume.

(Уход за плодовыми деревьями.)

Von L. Dmitrijew, Lehrer am Technikum in Nikolajewski Gorodok.

(Fortsetzung.)

Viele Apfel- und Birnensorten leiden besonders stark an dem Schorf, wie z. B. der rote Anis, Borowinka, Apport, Titowka, Pepinka usw. Es gibt viele Sorten, die nicht von dem Schorf angesteckt werden, wie z. B.: Antonowka und andere Wintersorten. Das abgefallene Obst verbreitet die Ansteckung auf gesundes. Sehr bald nach der Bildung des Fruchtansatzes zeigt sich auf den jungen Früchten eine andere Krankheit: die „Fruchtfäule“. Auf der Oberfläche der Früchte bilden sich zuerst kleine braune Flecken, die sich allmählich vergrößern und den ganzen Apfel bedecken. Der Apfel verfault gänzlich; faule und halbfaule Äpfel fallen von den Bäumen ab. Die Sommersorten leiden mehr an der Fruchtfäule als die Wintersorten. Die Sporen der Pilzkrankheiten stecken öfter die Früchte an,

auf denen die Schale beschädigt ist. Die Frucht-



Abbildung 10.

fäule steckt deshalb diejenigen Früchte an,

die von Insekten beschädigt sind und diejenigen, die schon von dem Schorf angesteckt sind. (Sieh Abbildung 10.)

Die Schwarzfäule oder der Fruchtrebs schadet den Früchten, die erst anfangen reif zu werden. In der zweiten Hälfte des Sommers bilden sich auf den Früchten dunkelbraune Flecke, die sehr bald die ganze Frucht bedecken. Die Früchte werden faul und erhalten eine schwarzglänzende Farbe. Die Schwarzfäule ist in den Gärten wenig verbreitet und verdirbt öfter die Früchte nach der Abnahme, während man sie irgendwo aufbewahrt. (Sieh Abbildung 11.)



Abbildung 11.

Wir haben uns jetzt die Beschädigungen gründlich angesehen die die Insekten und Pilzkrankheiten dem Obst zufügen. Der Wirt muß die Schadenstifter seines Gartens gut kennen, um sie rechtzeitig zu vertilgen.

Jetzt wollen wir andere Ursachen betrachten, die auch der Ernte Schaden zufügen. Während der Blütezeit werden zuweilen alle Blüten von späten Frösten vernichtet, die sich bei uns oft noch im Monat Mai einstellen. Es ist bekannt, daß die späten Fröste in den kontinentalen Gegenden vorkommen. Als sicheres Zeichen der Nachtfroste können helle, wolkenlose Nächte gelten. Nach zwei, drei hellen Nächten kann man in der vierten Nacht den Frost erwarten. Wenn der Himmel in der Nacht bewölkt ist, so sind die Nachtfroste ausgeschlossen. In den bewölkten Nächten gibt es keine Nachtfroste, weil am Tage die Erde von der Sonne erwärmt wird und ihre Wärme nicht

in den Luftraum übergeht, da die Wolken die von der Erde erwärmte Luft zurückhalten. Größtenteils sind die Blüten der Fruchtbäume dem Frost gegenüber sehr empfindlich. Besonders empfindlich sind die Blüten der Apfelbäume, dagegen leiden die Blüten der Kirsch-, Pflaumen- und Birnbäume viel weniger. Hier ist zu bemerken, daß die Temperatur der Blüten stets niedriger ist als die Temperatur der Luft, so z. B. wenn in der Luft die Temperatur  $+2^{\circ}$  ist, so fällt die Temperatur der Blüten schon auf  $0^{\circ}$ . Außerdem ist bekannt, daß die Temperatur der feuchten Luft bei Frost nicht so stark fällt. Sehr gefährlich ist es für die Blüten, wenn nach den Nachtfrosten die Blüten am Morgen von der Sonne stark erwärmt werden. Der Wirt muß immer die Fröste voraussiehen, um rechtzeitig gegen sie Maßregeln zu treffen. Während des Frostes muß der Gärtner folgendes vornehmen: 1. Er muß bemüht sein, die Wärme der Erde zu erhalten. 2. Während des Frostes muß er unbedingt die Luft anfeuchten, damit sich nach Sonnenuntergang Tau bildet. 3. Künstlich erwärmen. 4. Die Blüten muß er nach dem Froste vor den heißen Sonnenstrahlen schützen. Um die Wärme des Erdbodens zu erhalten, wird das Räuchern des Gartens angewandt. Ueber den Bäumen bildet sich dann eine Rauchsicht, die die aus der

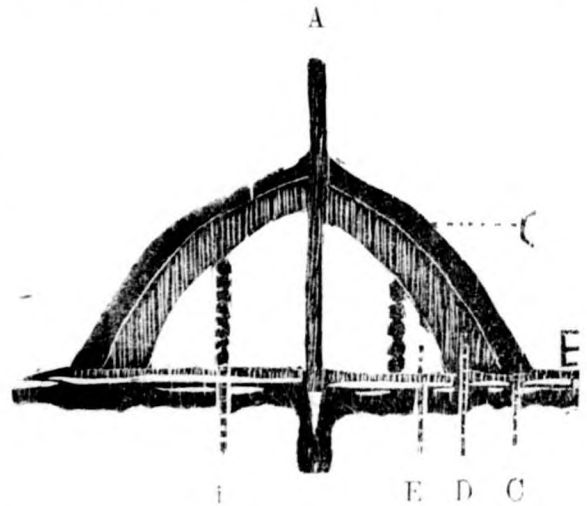


Abbildung 12.

Erde während der kalten Nächte ausströmende Wärme zurückhält. Um möglichst dichten Rauch über den Bäumen zu erhalten, werden im Auslande spezielle Pulver angewandt, die star-

ten Rauch hervorbringen. Anstatt des Pulvers werden bei uns Haufen von verschiedenen Brennstoffen verbrannt, z. B. Strohdünger, halbfaules Kartoffelkraut oder Stroh, Sägespäne, trockene Blätter usw. Die Brennstoffe dürfen nicht zu

feucht sein (dann brennt es nicht) und auch nicht zu trocken (brennt zu rasch ohne Rauch). Kurz gesagt, es ist am besten, wenn die Brennstoffe nur glimmen und starken Rauch bilden. (Sieh Abbildung 12.)

(Fortsetzung folgt.)



## Der Kos, die Geißel der Pferdezucht.

(Сар—бич коневодства.)

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

(Fortsetzung.)

In welche Organe die Ansteckungskeime auch eindringen mögen, überall bilden sie Knoten, die zerfallen und eiternde Wunden bilden. Die Ansteckung geschieht durch die

schwür e. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß bei den kranken Tieren, hauptsächlich bei vorgeschrittener Form der Krankheit, alles ansteckend ist: Urin, Mist, Speichel,

Schweiß, Milch usw. Am leichtesten dringt die Ansteckung durch den Darmkanal in den Körper ein, und zwar mit der Aufnahme des Futters und Trinkwassers, die durch die oben erwähnten Ausscheidungen verschmutzt sind.

Die Schleimhäute des Darmkanals sind so zart, daß sie sogar in unbeschädigtem Zustand die Bazillen des Kos durchlassen, die dann ins Blut gelangen und von dort in verschiedene Körperteile dringen. Außerdem dringt die Ansteckung auch durch Verwundungen, aufgeriebene Stellen und Schrammen in der Haut besonders leicht ein.

Seltener geschieht die Ansteckung durch die Schleimhäute anderer Organe: wie der Nase, der Augen,

Ausscheidungen der kranken Tiere, besonders durch den Ausfluß aus der Nase und durch den Eiter der auf der Haut entstehenden Ge-

der Kehle und überhaupt der Atmungsorgane. Noch seltener dringt die Ansteckung durch die Haut, wenn sie unverletzt ist, während ganz leichte und unbedeutende

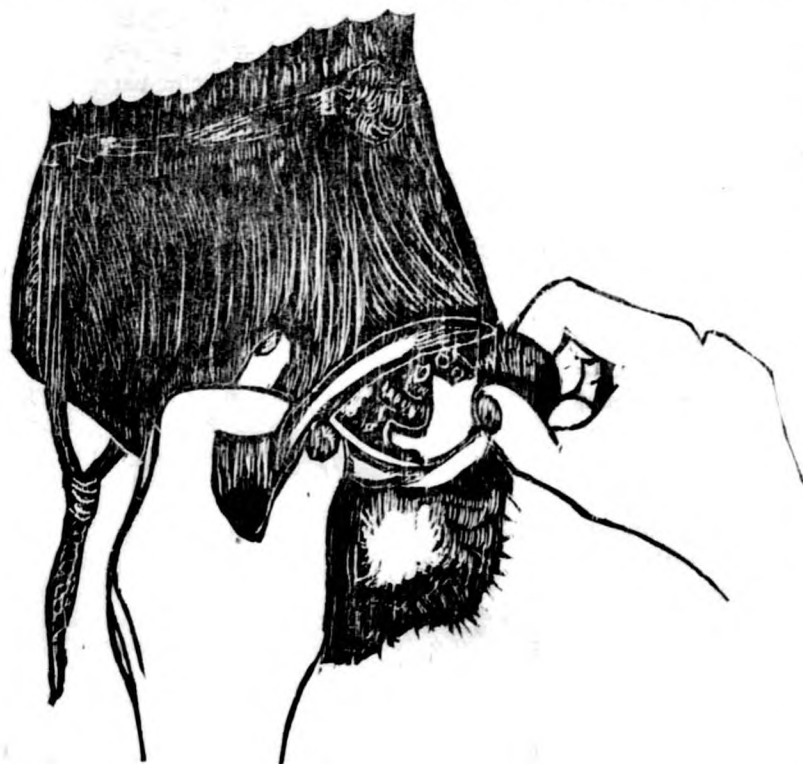


Abbildung 1. Nasenkos.



Hautverletzungen die Ansteckung vermitteln können.

Verbreiter der Ansteckung sind beinahe ausschließlich die Pferde, die die Ansteckung überall, besonders auf den Einkehrhöfen und andern Haltepunkten, durch ihre Auswürfe und noch mehr durch die verfeuchteten Ueberreste des Futters und Trinkwassers verbreiten.



Abbildung 2.  
Rothgeschwüre an der Nasenscheidewand.

Der Nasenroth beginnt damit, daß aus der Nase eine anfänglich durchsichtige, wässerige Flüssigkeit fließt, die allmählich dickflüssiger und eitriger wird und eine grünlich-gelbe oder graue Färbung hat; oft ist ihr auch Blut beigemischt. Diese Flüssigkeit kommt beinahe immer nur aus einem Nasenloch und trocknet

Man füttere also die Pferde nicht an allgemeinen Futterkrippen, man meide die allgemeinen Tränke und tränke die Pferde niemals aus fremden Eimern. Ganz besonders vorsichtig sei man auf den Einkehrhöfen.

Je nach der Stelle, wo sich die Knoten und Geschwüre entwickeln, unterscheidet man drei Arten von Roth: Nasenroth, Hautroth und Lungen- oder innerlicher Roth.

Der Nasenroth beginnt damit, daß aus der Nase eine anfänglich durchsichtige, wässerige Flüssigkeit fließt, die allmählich dickflüssiger und eitriger wird und eine grünlich-gelbe oder graue Färbung hat; oft ist ihr auch Blut beigemischt. Diese Flüssigkeit kommt beinahe immer nur aus einem Nasenloch und trocknet

schnell um das Nasenloch herum; dieses ist daher immer verschmutzt und von einer Kruste umgeben. Auf derselben Nasenseite rötet sich die Schleimhaut der Nasenscheidewand und schwillt an. Sehr bald bilden sich auf dieser Seite Blasen und Knoten in der Größe eines Hirsen- oder Hanfskörnchens, die bald zerfallen und sich in eiternde Geschwüre mit Vertiefungen und ungleichen Rändern verwandeln. (Siehe Abbildung 1.)

Die Geschwüre heilen sehr langsam und bilden feste, erhöhte Narben, die häufig einen strahlenförmigen, sich verzweigenden Charakter haben. Neben ihnen bilden sich sehr bald neue Knoten und Geschwüre, die die ganze Scheidewand der Nase bedecken, bis oben in den Kehlkopf steigen und auf die andere Seite der Nase übergehen, wobei sie die Nasenwand

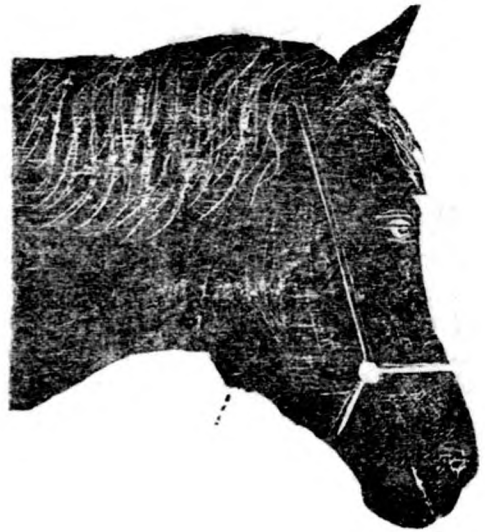


Abbildung 3.  
Rothgeschwulst der Kinnladendrüse.

manchmal direkt durchfressen. (Siehe Abb. 2.) Gleichzeitig mit der Bildung der Knoten und Geschwüre, manchmal auch noch früher, tritt noch ein anderes charakteristisches Merkmal des Rothes auf: In dem von der Krankheit angegriffenen Teil schwillt die Kinnladendrüse an. Sie wird fest und bekommt die Größe einer Wallnuß. Diese Drüse verwandelt sich nicht, wie das bei dem Strängel der Fall ist, in ein Geschwür; sie schmerzt nicht, bleibt kalt und verkleinert sich nicht. (Siehe Abb. 3.)

Wenn die Knoten und Geschwüre tief in der Nase auftreten, so sind sie natürlich nicht zu bemerken, aber das Ausfließen der Flüssigkeit aus einem Nasenloch und das Anschwellen

der Drüse lassen auf das Vorhandensein von Rotz schließen. Mit einem solchen Pferd soll man sich unverzüglich an den Arzt wenden, um es wissenschaftlich untersuchen zu lassen.

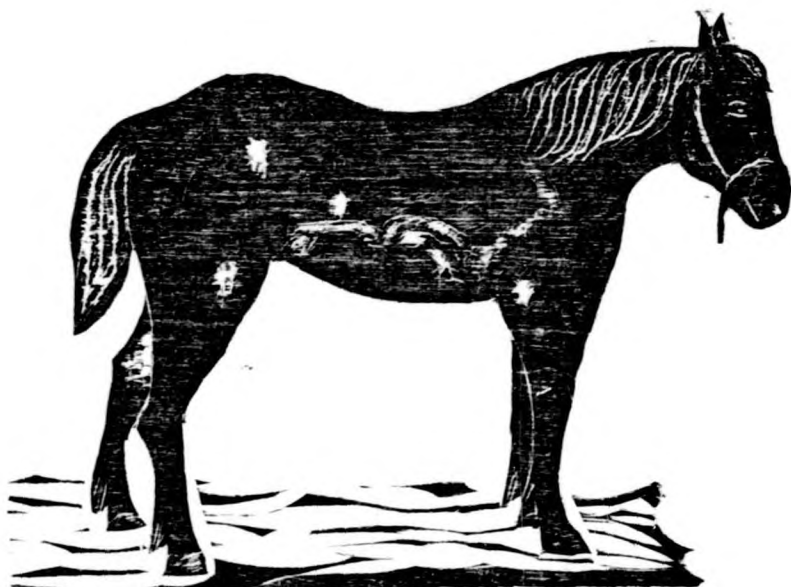


Abbildung 4.  
Hautrotz (Knoten und Schnüre der Lymphgefäße).

Der Nasenrotz ist manchmal eine Folgeerscheinung des Lungenrotzes.

Bei diesem erkranken zuerst die Lungen. An diesen oder in der Lungenmasse bilden sich die oben beschriebenen Knoten und Geschwüre. Die Eiterabsonderungen aus diesen Geschwüren, die voll von Rotzmikroben sind, bilden auf ihrem weiteren Wege neue angesteckte Stellen in der Luftröhre, in dem Kehlkopf, in der Nase und sogar auf der Haut. Außer den Lungen können auch verschiedene andere innere Teile, wie die Leber, Gedärme, die Milz, der Eierstock, die Knochen, vom Rotz angesteckt werden. Aber solche Erkrankungen gehören zur inneren oder versteckten Form. Diese Form des Rotzes kann nur von Fachleuten festgestellt werden, die das Tier auf wissenschaftlichem Wege untersuchen. Ich verweile deshalb auf dieser Form des Rotzes nicht und gehe zum Hautrotz über.

Bei dem Hautrotz sind die Geschwüre und Knoten etwas größer als diejenigen, die beim Nasenrotz in der Nase auftreten. Sie erscheinen an verschiedenen Stellen der Haut, hauptsächlich aber zwischen den Hinterbeinen und an den Seiten des Körpers. Diese Knoten sind schmerzlos, hart, kalt und unter sich wie mit Schnüren verbunden. Die Knoten zerfallen sehr bald, und es bilden sich eiternde, schwer heilbare Geschwüre mit ausgefressenem Boden und ungleichen erhöhten Rändern. Aus diesen Geschwüren fließt eine zähe, klebrige Flüssigkeit, und der Boden der Wunden ist wie mit einer fettigen Masse bedeckt. Bei dieser Form des Rotzes schwillt der Hodenbeutel, meistens der Eierstock oder das Euter und eins oder beide Hinterbeine an. Die Anschwellung der Beine erreicht manchmal ungeheure Ausdehnung, und solche Beine werden deshalb Elefantenbeine genannt.

(Fortsetzung folgt.)





## Kultur und Leben.

### Schwancmelodien.

Von M. Mero.

#### Note Rosen.

Ich hatte eine schlaflose Nacht: da kam meine Freundin zu mir, und wir unterhielten uns.

„Ich weiß, Sie interessieren sich für Menschenschicksale. Ich kenne einen Menschen, einen Sonderling. Wenn Sie wünschen, erzähle ich Ihnen seine Geschichte, oder besser, wir lauschen unbemerkt, wie er selbst sie seiner Freundin erzählt.“

Wir kommen gerade dazu, wie er nach längerer Pause, tief Atem holend, fortfährt:

„. . . Der Frühling meiner Seele trieb auch die duftenden Blumen der jungen Liebe, aber mein Geist, ein unbändiger Junge, zerstörte als kindisches Spielzeug der Seele Blumenbeete, mal für mal, daß der Garten ganz verödete.“

„Ein seltsames, unharmonisches Paar, meine Seele und mein Geist: er — stärker als sie, barsch, streng mit sich und andern — empfindet Befriedigung, wenn er sich selbst martert. — Die Seele — tiefer als er, biegsam und schmiegsam, unschuldig und geduldig, demütig und wehmütig. — So quälten sie sich bis zum Lebensmittag. Da führte sie ihn einst in ihren Sommergarten, wo die Rosen eben erblühten, die die Nachtigall so schmachtend besang. Die roten Rosen! Die Seele wollte vor Nührung vergehn. Er brach die ersten erblühten Rosen und — zerpflückte sie und streute die Blätter in den Wind, die Blätter der lieblichen roten Rosen, der armen Rosen! Still rollten der Seele die Tränen die Wange herab. . .“

Weiter lauschten wir nicht. . .

Ich hatte eine schlaflose Nacht, und ich erwog die Frage: Wozu Rosen liebend pflügen und sie dann grausam zerpflücken und in den Wind streuen? Wozu?

#### Im Reiche der Träume.

Sie sang das Lied der „Roten Rosen“, das wehmütig-süße Lied. Auf den Schwingen des Gesanges trug sie mich ins Land der Träume.

Da ist das Jugendland meines Lebens. Auf den Gräbern meiner Hoffnungen lege ich frische Kränze nieder von roten Rosen. Abwärts steht mein zweites Ich und schlägt die Augen nieder im Bewußtsein seiner Schuld an diesen Gräbern.

Langsam schreiten wir, ich und ich, ins zweite Traumland. Hier klagen Nachtigallen, um zerpflückte Blumenbeete. Ich stelle einen Strauß von Immortellen drauf und führe mein zweites Ich in meinen Sommergarten.

„Gange hat's gewährt, bis der erblühte; es sind die letzten Rosen. Willst du, Grausamer, auch sie zerstören?“

Ich brach eine blutrote Rose und reichte sie ihm. Das Wort „letzte“ hatte ihn gebannt. Er trank den Duft in vollen Zügen; dann sprach er ruhig: „So sei es denn! Es ist jedenfalls schön, an Rosen zugrunde zu gehn.“ —

### Das offene Meer.

Vor mir das weite, breite offene Meer. Wie es mich zieht und lockt, wie es meine Sehnsucht entfacht, daß ich mich stürzen möchte in seine Fluten, in seine Umarmungen. Welch einen Ausblick bietet es mir! Bis in die fernsten Fernen, bis an des Himmels Bogen. Es macht die Seele weit, es beflügelt den Geist. Darüber wölbt sich des Himmels ätherklare Glocke. Der Sonne Gold spiegelt es wider und des Mondes Silber und die blinkenden und winkenden Sterne. Auf seinem Grunde birgt es die schillernden edlen Perlen. Nach diesen Perlen will ich tauchen in die Tiefe. Gespannt und gebannt lausche ich seinem geheimnisvollen Rauschen, das mir Kunde bringt von Freud' und Lust, von Trennung und Schmerz.

Furchtbar wird das Meer, wenn es wegt und brandet. Furchtbar tobt der Sturm in meiner Brust: er will, er muß sich mit jenem vereinen. Was liegt ihm daran, wenn ich an des Meeres Riffen zerfalle.

Du wunderbares Meer! Ein Meer von Sehnsucht hast du in mir erweckt. In wilden Strömen reißt sie mich zu dir. Was könnte mich halten?

### Unruhig Glück.

Schwingungen.

Ich trank die Rosen in vollen Zügen.

Mein kurzer Sommer, schon ist er hin. —

Die Seele schmachtet, die Seele fleht: „Das bißchen Glück, o laß es mir!“

Töricht Herze, darfst du zerstören des andern Glück, — der Liebsten Ruh? —

Nicht andrer Glück; „'s ist mir geworden, ich weiß nicht wie.“ —

Alles Herze, du mußt verzichten; willst wahr du sein; es gilt doch sie. —

„Sie — —. So sei es denn, so mag es bluten, das arme Herz.“ —



### Dem Picht entgegen.

Von Fr. Strom.

(Fortsetzung)

Julie und noch zwei ihrer Arbeitsgenossinnen stiegen auf den Ambarboden, die andern Frauen gingen mit ihren Männern.

„Ach, Julie, hat aber die Lies was Maies for dich mitgebracht, un du hallst dich so lang do drunne uf“ . . .

Mit diesen Worten empfing Pauline ihre Freundin auf dem Ambarboden.

Liese, die neben Pauline lag und auch noch wach war, fügte hinzu: „Ja, Julie, du bleibst ewig do drunne, un ich han dir was so arig Wichtiges zu vorzähle. Ball hät ich dich net erwarde kenne, un do wärst vor hait drum gween. Du hast woll net gsiehn, wie ich dir dr Dwend gleich geblunt han, du sellst mit mir un dr Pauline kumme?“

„Nee, das han ich net gmerkt. Un zudem, jelle woll dei Raigkeide wichdiger sin als wie n Gspräch vun re annere, beßre Welt un wie ur mithilfe soll, daß se erschder kummt“, fragte Julie, indem sie sich auch niederlegte.

„Ach, här nor mol, Julie! Wann das ferdig werd, wu im Gang is, no bist de ball in re annere, beßre Welt.“

„Was mog das sin! Kram nor mol dei Raigkeide aus!“ —

„Ja, weest de, Julie: bei deiner Mame ware Freier.“ —

„No die hat jo gheirat“, lachte Julie.

„Ja, du meenst woll, die hädde bei Mame freie wolle. Du stellst dich awer kleen an.“

„No wen dann? Woll mei Stieffschwester?“

„Nee, dich.“ —

„Mich? Das werd doch net sin.“ —

„Ja, grad dich. Un du mußt jo aach schon was droun wisse.“

„Net s mindeste.“

„No geh nor! — Bei wem hast n in dr Ernd gearweit?“ —

„Ah, jez fang ich an zu verstehe, wu das naus joll. Gell dr Säckels Lange war dort un hat greit um mich? Der is in dr Ernt immer um mich rum gschmußt un eemol hat r sogar die Frechheit ghat un hat mich gscot: Julie, däst mich net nemme? Mei Dade hätt nix drgeje; dem wärs sogar recht.“ Gell, dr Säckels Lange wars.“ —

„Nee, net er, sei Dade jelwer.“ —

„No, wu hast dann das her?“ —

„Dei Mame hat mrs vorzählt. Der hats net gebaht, weil du net heemkumm warst un die heilige Messe net besucht hast. Bis dr Sunndag sollst de unbedingt heemkumme. Do will dr alde Säckels Runrad widder kumme.“

„Der un aach sei Langer kenne sich s vorgehe losse, wie s ne kumm is.“ —

„Julie, ich an deiner Stell dät inschlae. Guck nor mol, was for reiche Lait daß das sin. Ich glaab, nooch Abels und Klose sin das die Reichste in ganz Altmihle.“ —

„Ja, Julie, das is kee schlechde Gelegenheit; die Lait sin reich“, meinte auch Pauline.

„So reich wie se sin, so dumm un so garischdig sin se aach.“ —

Liese entgegnete: „Den Junge kenn ich wenig, awer der Alde is gar net so dumm. Wann der glernt wär wie dr Jack Jacklitsch

odder wenigstens lese und schreibe kennt, wer weest, wer vun dene zwei owe wär.“ —

„Ja, im Spekuliere, im Schwindele un Halsabschneide is der vrleicht noch fähiger als wie dr Jack Jacklitsch. Awer das kenne aach Dummere, wann s ne gut gnung is. — Nee, nee, vun Klugheit kann do kee Red sin. Denkt nor, wie die daitische Zeitungen noch net gschloß ware, han re sich Abels un Klose ghall, Säckels awer ewig noch net. Bei dene findt mr aach schwerlich n Buch im Haus. No, das is aach alles net nedig. Lese kenne se jo doch net. Un daß se garischdige Lait sin, werd ihr aach schon lang wisse, grad wie ich. Freilich ich han je in dr Ernt noch besser kenne glernt. Der Alde is ganz doll: er will net nor leenig fremde Lait dotschaffe losse, nee aach sei eigene.“

„Ja, jo sin se jo net globt, awer du kennst s vrleicht doch gut krieje. Dei Mame jaat, dem alte Säckels Runrad dät s jo gfall, daß du e dichtige Arweiderin wörst un aach so gut lese und schreibe kennst; so n Mensch bracht r grad.“ —

„Ich brauch un will awer kee Mann, wu nix kann. Ich will aach kee Dickack. Die Weibslait sin in der jezige Welt iwerhaupt nix gezählt, un wann n armes Mädje n Reicher heirat, is s erscht nix gezählt un muß s immer uf n Brot freffe, daß sich der Reiche seiner erbarmt hat.“

„Demnooch n Armer?“ fragte Pauline.

„Ja, Pauline, lieber n Armer. Awer weil jo schon zu viel arme, unglückliche Mensch in der Welt sin, werr ich woll gar net heirade, daß ich ihre Zahl net noch vormehr. In der kinfidige scheene Welt, vun der wu uns unser Lehrer jo viel vorzählt hat un vun der wu ich aach schon manches gles han, wollt ich gern mei Pflicht due un dr Menschheit zwei odder drei Kinner gewe. So awer will ich, statts Kinner uf die Welt zu setze, lerne, lerne un widder lerne, daß ich aach annere mehr Lehr mitteile kann un helfe kann, daß das Licht der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie s im e Sozialistelied heest, erschder kummt, die Finsternis der Liege un Ungerechtigkeit vortreibt un daß s mol besser werd in dr Welt. Ich will lerne, lerne un Lehrerin werre.“ —

Hatte schon Pauline ein mangelhaftes Verständnis für Juliens Ausführungen, so fehlte es bei Liese gänzlich. Diese fand sogar manches „vorrikt“.

„Hast du aber Pläne, Julie! Do kann ich manches gar net als vorninsidig anerkenne. Werklich. Du hast dir ganz vorrichte Pläne in dr Kopp gsetzt. Un for Lehrerin zu werre, bist de schon zu alt.“

„Nee“, entgeguete Pauline an Juliens Stelle, „nee zu alt wär se jo noch net; manche Mensche ware schon älde un han vill weniger gekennt als wie die Julie und sin noch große, beriehmde Gehrde worre. Awer s is schwer, s is schwer.“

„Loffe mir das mol gut sin! — Was hat dann mei Mame noch gsaat?“ —

„No die hat noch gsaat, du jellst nor immer brav un trai diene, daß du iverall gut angischrieb wärist, daß dich die Lait lieve däte un daß du Lob drvun drae däst un daß du n gude Gelegenheit zum Heirade fregst, wann net die, dann n annere.“ —

„Ach, die Alde mit ihre fromme Ermahnunge un ihre gude Heiratsgelegenheide! Wann ich bei me Säckels Kunrad oder Abels Jakob arweit, daß mir kee Daiwl was saae kann, so du ich das, daß ich ihre Worte „Fauler Powl“ net zu häre brauch un daß ich for dr Winder mei Brot han, awer net wejer dene ihre Lob oder ihrer Lieb oder wejer Gelegenheide zum

Heirade. — Awer jeh, Dies, wolle mir schlofe; s muß schon halb Nacht sin.“

Pauline hörte diese Worte schon nicht mehr: sie war fest eingeschlafen. Julie und Liese versanken nun auch bald in süßen Schlaf.

7.

„Jesses, Marje n Joseph un alle Heilige, Mädjer, s brennt!“ erscholl kurz nach Mitternacht die Stimme der Wes Susann und schreckte die Arbeiterinnen aus dem wohlstuenden tiefen Schlaf und dem Reich der Träume.

„Waas?“ fragten paar Mädchen mit noch ganz schlaftrunkenen Stimmen.

„s brennt! s brennt!“ —

„Wu dann? wu dann?“ —

„Mädjer, freischt doch net so!“ mahnte jemand noch im halben Schlummer; „noch net schlofe lose se em, wie sich s ghärt.“

„Ach du lieve Zeit, wie vorichlof! — Uf, uf! s brennt! — So n Lärm un n Gschrei, un die kann noch schlofe!“

Die Wes Susann stand schon draußen auf der Ambartreppe und wiederholte ihren vorigen Schreckensruf: „Jesses Marje n Joseph un alle Heilige! Mädjer, die Weezehaufe brenne!“

(Fortsetzung folgt.)



## Gegen den Strom.

Erzählung von Walter Born.

(Fortsetzung).

„Date, wiewill bar Geld hot r dann?“ fragte Fränzel eines schönen Tages seinen Vater. „Ich bins satt, uf dr faule Haut zu lige.“

„Ja, Jung, do müßte die Mama frege; die hots Geld in Verwahrscht“, sagte Vetter Heinrich.

Fränzel ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Do misse mir erscht nochsehe“, antwortete Wes Kathe auf die Frage Fränzels; „ich hun die Rechnung verlore.“

Und dienstfertig ging sie mit Fränzel an die immer verschlossene Schublade der Kommode, und das Geld wurde, nachdem sich Wes Kathe erst nochmals überzeugt hatte, daß niemand in

der Nähe war, hervorgeholt. Im Strumpfstauche war das Gold, und in einem blechernen Kästchen waren die Zettel glatt eingelegt.

Mit gierigen Blicken durchwühlte Fränzel das Geld, ehe er sich getraute, es mit den Händen anzufassen. Gesehen hatte er zwar schon viel Geld, aber zur eigenen Verfügung hatte er noch nie so viel gehabt. Beim Anblick des vielen Geldes fühlte er einen leichten Schauer durch seinen Körper rieseln. Bald bemächtigte er sich jedoch seiner Schwachheit und begann mit noch zitternden Fingern das auf den Tisch ausgeschüttete Gold zu zählen. Dann kam die Reihe an die Zettel.

„No was is n des, Mama, die unnerichte sin jo so storrig?“ fragte er plötzlich.

„Ja des hoste noch gar net gehert“, sagte Wes Kathe. „Die ware naß geworre. Des war sellemol, wie die Anne uf die Welt is komme. Do war so e gut Johr, un die Frucht hot awer nix gekost. Dr Großvatter hot dodrom bis s Frühjohr gewart mit n Fruchtverkaafe. Un wie r s Geld kriecht hot, war schon ufgehend Wetter. Bein Haamfahre koom r ins Wasser, un s Geld is alles naß geworre. Wie r haamkoom, mußte mr ja Sache alles ushenke un aach s Geld.“

„No wie dann s Geld?“ fragte Fränzel verwundert.

„No ja, mir mußte n Dse hitze, Gortelcher ivern Dse onmache un mußte s drushenke, un später mußte mrsch glatt biegele.“

Bis Wes Kathe diese Familiengeschichte erzählt hatte, hatte Fränzel auch das Geld gezählt.

Es war eine hübsche Summe, für einen schönen Anfang hinreichend. Fränzel nahm einige storrige Bettel zu sich. „Da will ich die Bud inrichte mit“, sagte er. Bald verbreitete sich das Gerede von Fränzels neuer Bude nicht nur in Waldhausen, sondern auch in vielen umliegenden Dörfern. „Dr Franz Andreitsch kauft ja Waar net in dr Stadt oder in Saratow“, erzählte man sich; „der fahrt premo noch Moskau un noch Warschau.“ Und wirklich, Fränzel hatte geheim vor seinen Brüdern den Vater bewogen, daß er in der Bank noch Geld anlieh, und fuhr mit einer für den Dorfhändler ungewöhnlichen Summe „premo“ nach Moskau und Warschau. Bald kamen auch die Waren in Saratow an und mußten wegen der Winterzeit mit eigenem Gefährt abgeholt werden. Fränzel hatte sich noch einen Priskaschik zu Hilfe genommen, und die Laufwege mußten der Kasper und sein Neffe, der Wilhelm, tun.

Er hatte reißenden Abgang, umsomehr, da er für seine Ware nahm, was er bekommen konnte, und er bekam meist Strohgestechte. Es stellte sich heraus, daß er seine Waren wirklich billiger verkaufte als alle anderen Händler und daß er auch für die Gestechte teurer zahlte.

Das Geschäft ging „großartig“, wie sich Fränzel ausdrückte, während die anderen Händler „Trübsal auf Noten“ bliesen. Bald hatte Fränzel die Möglichkeit, auch den Kleinhändlern von Waldhausen und aus den umliegenden

Dörfern Waren zum Handel abzulassen.

Allmählich gewöhnten sich auch die größeren Dorfhändler ab, ihre Waren bei Martins zu kaufen, und wurden Fränzels beständige Käufer. Und ebenso allmählich umfaßte Fränzel mit seinen zähen Netzen das öffentliche Leben der Umgegend.

Gleich vom Anfang seiner Tätigkeit an knüpfte Fränzel enge Freundschaft mit Maurersch Dickem, der großen Anhang hatte und das große Wort bei der Gemeinde führte. Wollte man den wohlgemeinten Ratschlägen des Dicken nicht folgen, so scheute er auch nicht davor zurück, seine Bande, die sehr zusammenhielt, handgemein werden zu lassen. Fränzel hatte bald die Lage überblickt und seine Vorteile herausgefunden. Er zählte den Maurersch Dicken, der zusammen mit dem „Lahmevertel“ sein Handlanger wurde.

Bald konnte auch keine Streit- und Gerichtssache Fränzel mehr meiden. Auf jeder Gerichtsitzung des Kreisgerichts hatte er einen Land- oder Vermögenstreit, wobei seine Leute aus dem „Lahmevertel“ gewöhnlich als Zeugen auftraten. Natürlich war Fränzel nicht so streitsüchtig, daß er mit allen „anbendelte“; nein — er kaufte einfach solche Streitsachen für billige Preise. Da seine Leute gewöhnlich wirkliche Urzeugen waren, so hatte er die Möglichkeit, die Preise dieser Streitsachen zu drücken, indem er dem Kläger sagen ließ, daß die Zeugen gegen ihn aussagen werden.

Gewöhnlich wurden alle Sachen gewonnen, und Fränzel verwendete ein gut Teil seiner Einkünfte von diesen „Unternehmungen“ für seine „Zeugen“.

Alle Unternehmungen Fränzels gingen ausgezeichnet. Im Dorfe bildete sich eine Meinung von ihm, daß er selbst gern lebe und daß er auch andere leben lasse. Bald kamen auch Geschäftsfreunde aus Warschau und Odesa, mit denen er große Geschäfte führte, zu ihm zu Gast.

Eines Tages bekam Fränzel einen Brief mit dem ihm wohl bekannten Firmastempel „Martin und Söhne“ auf dem Umschlag. Was konnte das sein? Fränzel hatte seit jenem Tage ganz mit seinen Verwondten abgebrochen und konnte sich nicht denken, was ihm nun Friedrich Zatlisch schreiben könne.

Hastig durchflog er den Brief; es war eine Einladung. Friedrich Zatlisch hatte eine

dringende Geschäftsfrage mit ihm zu besprechen. Zuerst hatte sich Fränzels Stolz etwas gebäumt. „Warum kommt r nich zu mich, wenn r e werklisch Geschäft zu buspreche hat?“ war ein trotziger Gedanke in ihm aufgetaucht. Aber bald beschwichtigte sich Fränzel. „Vrleicht is s richtig e Geschäft, wu mr was mache kann?“ Ganz leise und schüchtern kam auch der Gedanke an Olga. „Nee!“ sagte Fränzel entschieden: „So kee Belzapp bin ich nich, daß ich mich drvun jage un dann widder anheze laß!“ Schließlich beschloß Fränzel doch zu fahren.

Friedrich Zaktisch saß finster am Schreibtisch und starrte in ein Loch, als Fränzel eintrat. „Weeste“, sagte er nach der ersten Begrüßung zu Fränzel: „daß du mich n großer Abtrag machst?“

„Des weest ich, Friedrich Zaktisch.“

„So, du weest vrleicht ooch, daß ich des nich zulasse kann. Die Sach geht um ma Mehr.“

„Ja, Friedrich Zaktisch, sag er mich e mal n Ausweg. Er gloobt doch nich am End, daß ich da Rache übe tu.“

„No was dann?“

„Nee, Friedrich Zaktisch, die Sache gehe mit ganz nartilische Dinge zu. Ich such Ihren Schade nich, ich such nor mein Nuze.“

„Du mußt ushäre zu handle, Franz...“

„Waas?“

„Wort doch nor e mal, laß mich doch erscht e mal auspreche. Ich will ooch Dei Schade nich. Erschtens haste außer n Handel noch n Kuckuck voll annere Geschäfte, un zweetens zahl ich Dich raus. Ich geb Dich dauwend Nuwel s Jahr, wennste ushärscht zu handle.“

„Ich gew Ihn selbst dauwend, Friedrich Zaktisch.“

Beide saßen einander gegenüber, sahen einander forschend an, und beide atmeten schwer.

„Weeste, daß ich Dich ooch Abtrag mache kann?“ fragte endlich Friedrich Zaktisch, die Worte nur schwer vor Erregung hervorstoßend.

„Ja, Er gloubt woll, Er tät mich keen Abtrag; grad so n großer, wie ooch ich Ihn, des kann Er mich gloube, Friedrich Zaktisch.“ —

„No des sin jo faule Wize, mir hawe doch ähr gehandelt wie Du, mr hat sich ewe e Schlang in Busen großgezoge, awer da drvun is kee Need. Du weest, daß du bei die Großhändler all hier nich gut angeschriewe bist, Du weest, daß de fufzehn dauwend hier in dr Bank schuldig bist, wu dr Term'n jez ball is. Ich wees, daß Du da Geld all ins Geschäft sticke hast, daß de große Landpekulatione vorhast. Was gloobst n, wenn du da die fufzehn dauwend jez zahle mißt?“

Forchend ruhten zwei Augenpaare in einander. Das ältere war schon schwächer und blinzelte Waffer. „Ich gloob, ich halt s aus“, jagte Fränzel ganz langsam und leise, um seine Erregung nicht zu verraten.

„No werrechts zahle!“ sagte Friedrich Zaktisch sich abwendend mit erloschenem Tone.

„Ich danke scheen, daß Erich mich zu wisse getan hat“, sagte Fränzel höhnisch; „Awer Er werd s noch bureie, was Er jetzt macht, Friedrich Zaktisch!“

Und beide schieden als noch viel größere Feinde, als sie bisher waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Bücherchau.

Mit den nachstehenden zwei Artikeln eröffnet die Schriftleitung „Unserer Wirtschaft“ eine Diskussion über die Fibel von Fr. Bach „Lerne lesen“, bezw. über den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben, und ersucht alle Organisationen, sowie auch einzelne Arbeiter der Volksbildung, zu der so wichtigen Frage Stellung zu nehmen und ihre Urteile möglichst bald zum Abdruck in „Unserer Wirtschaft“ einzufenden.

### LERNE LESEN

Erstes Lesebuch für die deutschen Kinder des Bundes der Räterepubliken. Von Franz Bach, mit Zeichnungen von Paul Rau. 85 Seiten. Staatsverlag, Pötkrowsk, 1924.

Endlich ist für unsere deutsche Schule eine Originalfibel erschienen, die den neuzeitlichen

pädagogischen und ideologischen Anforderungen voll und ganz gerecht wird! Ihr Inhalt entspricht voll und ganz der Psychologie des Kindes und ist absolut frei von jeglichem religiösen und kapitalistischen Wust, der all die früheren Fibern durchseuchte. Das Büchlein atmet Frohsinn, Lebensfreude und ist unmittelbar mit der lebendigen Wirklichkeit verknüpft. Das Lese- und Schreibmaterial wird darin



nicht als etwas von allem gänzlich Losgelöstes und Holiertes gegeben, sondern als etwas die allgemeine Entwicklung des Kindes unmittelbar Förderndes.

Vom methodischen Standpunkt aus haben wir es hier mit einer durchaus zu begrüßenden Neuerung zu tun — mit der Einführung der lateinischen Schrift auf Kosten eines gänzlichen Beiseitellassens der sonst üblichen, den Kleinen ungemene Schwierigkeiten bereitenden Kurrentschrift. Es handelt sich hier um die sogenannte „Antiqua“, die keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Buchstaben kennt, deren einzelne Elemente durch Stäbchen, Kartonstückchen usw. leicht wiederzugeben sind. Daß dadurch ein überflüssiges Mal dem so berechtigten Streben unserer Kleinen nach Selbstbetätigung Genüge geleistet wird — liegt ohne weiteres klar auf der Hand. Fügen wir noch hinzu, daß gleich von allem Anfang an für die Kinder durchaus verständliche Affoziationen gewählt sind, daß hier absolut keine Rede ist von den sinnlosen Lautierübungen der alten Fibeln, die ausschließlich auf mechanisches Eindrillen und Einparken berechnet waren, so wird der Wert der Bachfibel nur noch einleuchtender.

Der Verfasser hält sich, zum Unterschied von der sogenannten amerikanischen, an eine Methode, die ganze Wörter, geteilt in Silben, zum Ausgangspunkt macht. In jeder Nummer kommen nicht mehr als drei—vier solcher Silben hinzu, und zwar stets als klar zu fühlende Bestandteile des einen oder des

anderen Wortes. Die neu hinzukommenden Elemente sind durch ein besonderes diakritisches Zeichen kenntlich gemacht, was an und für sich auch schon wieder ein guter methodischer Griff ist.

Ziehen wir schließlich noch in Betracht, daß das Material dieses für die deutschen Kolonien wie geschaffenen Büchleins durch hübsche, echt künstlerische Zeichnungen aufs glücklichste ergänzt wird, so werden über den Wert der neuen Fibel wohl kaum die Meinungen geteilt sein.

In den nächsten Auflagen müßte nur das Vorwort nicht gar so lakonisch gefaßt werden. Als Neuerer ist der Verfasser direkt verpflichtet, die Hauptpunkte seiner Methode etwas genauer zu entwickeln. Der Hinweis auf die Artikel in Nr. 11 und 12 „Unserer Wirtschaft“ von 1923 ist nicht genügend. Ich will es gerne zugeben, daß es speziell für mich gerade die aufmerksame Beküree dieser Artikel nicht der letzte Grund war, der mich von dem zweifellos hohen Wert der Bachschen Fibel überzeugte. Schwerlich aber wird es dem Lehrer im deutschen Dorfe, zumal in Sibirien, Kirgisien, im Turkestan oder sonstwo, so leicht sein, sich die betreffenden Nummern „Unserer Wirtschaft“ zu verschaffen. Im Interesse der Sache aber ist es ja nur, daß die Bachfibel baldmöglichst ihre richtige Anwendung auch in den abgelegensten deutschen Winkeln unseres weiten Staatenbundes findet!

Josef Ruß.

Vektor an der Moskauer  
1. Staatsuniversität.

### „Die brennendste Frage der letzten Tage.“

Fragen, Probleme, Experimente und Kämpfe auf irgend einem Gebiet sind immer ein sicheres Zeichen, daß hier nach der einen oder anderen Richtung gearbeitet wird. Wo sie fehlen, wo es nichts zu ändern und zu bessern gibt, da herrscht Stillstand und Tod, da ist an ein Vorwärtkommen, an eine Weiterentwicklung nicht zu denken. Auch auf dem Gebiete des Schulwesens finden wir dieses Zeichen des Fortschrittes, und daher dürfen wir mit Recht annehmen, daß es auch auf diesem Gebiete vorwärts oder wenigstens nicht mehr rückwärts geht; denn von einem merklichen Vorwärtshreiten kann noch keine Rede sein, da im großen ganzen alles noch im status quo ante ist; und noch keine

der wichtigsten Fragen, geschweige denn die „brennendste“, kann als gelöst betrachtet werden. Wäre dem so, wäre durch die Beschaffung des „Lerne lesen“, wie sein Verfasser meint, die wichtigste Frage auf dem Gebiete des Anfangsunterrichts erledigt, so müßte es hier ganz anders aussehen, und doch liegt auch da, wie überall auf dem Schulwesengebiet mehr oder weniger noch alles im argen. Eine Fibel hat heute nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, und der Lehrer ist heutigentags nicht mehr ein Knecht der Fibel, sondern steht über ihr. Das finden wir auch bestätigt in des Verfassers Artikel: „Was für eine Fibel brauchen wir?“ Da heißt es, daß in 2 Kinderheimen die Fünf- und Sechsjährigen in 2—3 Monaten spielend leicht lesen lernten, indem sie sich ihr Lesebuch selbst machten,

natürlich unter der Leitung des Lehrers. Wie denn anders? Aber wohlgerne! Das geschah nur in Anlehnung an das „Verne lesen“. Denn nur in diesem Büchlein kannst du, wie der Verfasser behaupten will, den Schlüssel zu den Geheimnissen der Lesekunst finden. Daß aber dieses Büchlein nicht so leicht zu dechiffrieren ist, betont sein Verfasser nachträglich in dem Vorworte zu dem Büchlein, indem er gedenkt, mit einer Art Anleitung nachzukommen. Denn obwohl bei ihm anfänglich alles sehr klar schien, so kam er später doch zu der Einsicht, daß er sein Thema nicht „erschöpfend“ genug behandelt hat, sondern in seinem sonst sehr langen Artikel mit dieser Frage doch sehr „kurz“ gewesen ist und eigentlich nur die entgegengesetzte Frage entwickelt hat, nämlich: „Was für eine Zibel brauchen wir nicht?“ Nun, dies war allen Lehrern ohnehin klar, wenigstens „allen geweckten, fortschrittlich gesinnten und zeitgenössischen Lehrern“, und die andern, „die rückständigen, die im Alten erstarrten Aushleerer“ kommen doch wohl nicht in Betracht. Aber hier riecht es nicht nur nach Barbarismus, sondern auch und zwar sehr stark noch nach etwas anderem!

Wie es nun klar ist, daß die verschiedenen Zibeln von ehemals für unsere Verhältnisse nicht mehr geeignet sind, so ist auch handgreiflich, daß das „Verne lesen“ kein Faktotum ist und nicht die Wunderkraft besitzt, die ihm der Verfasser zuschreibt. Auch ist's deutlich, daß der Autor mit seinem „Verne lesen“, wie überhaupt mit seiner ganzen „Zibelgeschichte“, nicht wenig über den Strang geschlagen hat. Wie will er denn beweisen, daß man nur mit der Steinschrift und nicht auch mit einer anderen Schriftform „nicht mit unbedeutenden Wörtern zu beginnen braucht“ und man nur mit dieser Schrift mit „echten Begriffswörtern den Anfang machen kann!“ Oder — daß bei Anwendung der Steinschrift „mehr Arbeitsprozesse können angewandt werden“. Und dann, man lese und staune! „Die Steinschrift — die internationale Schrift!“ Da wollte er doch gewiß was anderes sagen und ist unversehens auf den Holzweg geraten. Aber solche Fehltritte, sei es aus Versehen oder aus Irrtum kannst du noch bei ihm finden. Die Steinschrift ist auf dem Gebiete der Reform-

bewegungen nicht mehr etwas Neues, und schon in der Vorkriegszeit fand sie als Zibelschrift in manchen Zibeln Anwendung. Und weil sie die leichteste Schriftform ist, tritt gegenwärtig eine größere Zahl von Methodikern für deren Gebrauch ein. Aber trotzdem finden sich viele Gegner, indem sie sagen, daß beim Uebergang von den lapidaren Formen der Antiqua zu den andern Schriftarten den Kindern nicht geringe Schwierigkeiten bereitet werden. Aus diesem Grunde nun erklärt sich auch, warum heute noch immer in den Zibeln die verschiedenen Schriftformen gebraucht werden, und zwar nicht von Rückschrittlern, wie der Verfasser des „V—1“ vielleicht annehmen könnte, sondern auch von echten Neuerern, selbst von Springern und Kunstreitern, ja sogar von Fliegern auf dem Gebiete der Schulreform. Und obwohl in dieser Frage die Meinungen der Methodiker auseinandergehen, so sind sie sich aber alle einig darin, daß der Uebergang zu den andern Schriften in den Zibeln sich glatt und ohne Schwierigkeiten für den Schüler vollziehen muß. Finden wir das in dem „Verne lesen?“ Keine Spur davon! Und nun! Was wird der Handhaber dieses Büchleins nach Bewältigung dessen Inhalts machen? Wird er am Ende doch nicht gezwungen sein, eine Art „Uebergangszibel“ herzustellen? Gut, wenn er 's kann. Nun, dann bedarf er auch des „Verne lesen“ nicht und wird es nicht anwenden, sondern bei etwaigem Gebrauch der Antiqua den Uebergang frühzeitig und allmählich vorbereiten. Aber wenn er 's nicht versteht? Was dann? Ja, dann ist der letzte Betrag ärger als der erste. Doch genug davon! Wenigstens für jetzt. Vielleicht später mehr; denn es ist leicht anzunehmen, daß der Verfasser des superciliosen Artikels es hierbei nicht bewenden lassen und nun gegen mich zu Felde ziehen wird. Daher will ich auch nicht im Verstecke bleiben, damit er wisse, gegen wen er die Spitze seiner Waffe zu kehren hat. Bevor ich mich jedoch unterzeichne, ersuche ich den Leser um Entschuldigung, wenn er meinte, unter obigem Thema etwas anderes zu erfahren, und wenn ich somit seine Aufmerksamkeit anmaßend in Anspruch genommen habe.

Seelmann, den 23. Oktober 1924.

J. O bert.





H. Becker.



## Naturbilder aus unserem Gebiet.

### Ein unerwarteter Fang.

Von P. G.

„Andrusch, mir wolle heit Piffer rausaase, willst mit?“ rief Friese Langer noch ehe er richtig zur Backhausküre heringekommen war. Wir saßen eben am Mittagessen. Obgleich am Sonntag die Speise immer besser zubereitet wird als am Werktag und die „trockene Rudele“ meine Leibkost waren, so wollte es nun doch nicht mehr munden.

„Mame, ich bin satt,“ probierte ich schneller vom Tisch zu kommen. Aber die Mutter war nicht zu bewegen, mich früher abzulassen.

„Do werd gar nix draus“, sagte sie: „die Kunrade kenne warte, bis de fertig bist, un die Piffer were aach net fortlaase.“ Meine Ruhe war mir jedoch genommen; ich saß wie auf glühenden Kohlen und schielte immer mit einem Auge, ob der Lunge auch auf mich „lure.“

Als ich endlich die Erlaubnis bekommen hatte, ging es „in nam Trab“ hinaus; an der Ecke standen schon alle reisebereit. Mit Wassereimern und Knüppeln bewaffnet, ging es nun durch die Gemüsegärten auf die Trift.

„Geht nor net so weit uf die Trift“, sagte der „Kumb“, dort is kaa Wasser. Bald rief es auch von allen Seiten: „Hier is e Loch, hier is e Loch!“ Unsere Autorität, der beste Kenner war Bärwels Engel, der das gerade Gegenteil seines frommen Beinamens darstellte und, wie mein Date oft sagte „mit alle bese Hunde gehezt“ war. Aber für uns diente er in allen Sachen als Vorbild, von dessen Streichen man nur träumen, dem man es aber nicht gleich tun kann

„Engel, guck e mol do, guck e mol do!“ schwirre es von allen Seiten. Engel ging von einem Loch zum anderen, betrachtete die „Pifferlöcher“ mit seinem Stenmerblick und sagte nur hie und da: „No du Juckei; des is doch kaa frisches Loch; des is doch e altes; des jehste woll net, daß do nix drinn is!“ Bekamen wir eine Versicherung des Engel, daß in irgend einem Loch „Piffer“ seien, so blieb jemand beim Loch und einige gingen nach Wasser, das vom nahen Flüsschen mit Lebensgefahr an das steilen Ufer, in das Treppen eingehauen waren, heraufgeschafft werden mußte. Es wollte jedoch nicht „klappen.“ Der Schweiß triefte uns schon aus allen Poren, und noch hatten wir keinen einzigen „Piffer“ gefunden. Das Ansehen Engels hatte schon merklich abgenommen; man lehnte sich schon gegen ihn auf. Urteile, wie: „Ach geh doch, du verstehst jo aach die Blau“ und ähnliches war nichts mehr seltenes. Endlich fand Engel ein Loch. „Do muß aamer drin sin“ sagte er, do versetz ich mein Kopp!“ Ungläubig standen alle herum. „Wu is n ma Eimer?“ sagte endlich Engel: „wann ihr net wollt, saaf ich n ganz alla raus. Aber dann kommt mir aach kaaner in die Näh!“ fügte drohend hinzu. Sein Beispiel spornte auch die anderen nochmals an. Aber es wollte nichts helfen. Schon 20 Eimer Wasser hatten wir mühsam am steilen Ufer heraufgeschleppt, und es wollte sich noch immer nichts zeigen. Und je ungläubiger wir wurden, je mehr wir spöttelten, desto hartnäckiger, ja erbitterter bestand Engel auf seiner Meinung.

„Do is n Hamster drinn!“ sagte er, wir lachten nur noch mehr, und niemand wollte sich noch zum Narren gebrauchen lassen. Engel schleppte allein Wasser. Und, o Wunder! bald sah man nach einem Eimer Wasser, als das Loch schon heinahe voll war, wie sich ein Kopf aus dem Loch hob. Aber als er die große Gesellschaft um dem Loch herum bemerkte, verschwand er wieder im Loch. Im Nu war alles Gespötte vergessen, Engel hatte nur desto größeres Ansehen in unseren Augen bekommen. Alle wollten nun um die Wette nach Wasser gehen. Und bald kam das „Getierz“ wieder zum Vorschein. Noch im Loch schien es die Gesellschaft zu prüfen und zu überlegen, wie es aus seiner Klemme kommen könne. Und plötzlich schnellte es mit einem schnellen Seitensprung auf meine Seite. Niemand und ich am wenigsten hatte eine solchen Sprung und ein solches Tier erwartet, und ratlos schauten wir abwechselnd uns dann das Getierz an, das keinem Pisser ähnlich war. „Nisthinkel!“ riefte Engel durch die Zähne. „No zu doch!“ schrie er plötzlich, als das Tier schon das Weite suchen wollte. Die Bestürzung währte nicht lange, und bald war das nasse ungewöhnlich lange Tier wieder von allen Seiten umringt, und drohend waren alle Knüppel gegen es gerichtet. Plötzlich verbreitete sich ein unheimlicher Gestank, so daß es mir weh wurde. Engel ging jedoch durch Dick und Dünn. Bald hatte er es betäubt, so daß es platt am Boden lag.

„Des is sei Lebtag kaan Pisser un aach kaan Hamster“, brag Engel zuerst die Stille, „die Hamster sin vill dicker un sin aach scheidig, un die Pisser sin net so lang. Er ging hinzu und nahm das betäubte Tier in die Hände.

„Mir wolle aach hamgehe,“ wurde von jemand der Vorschlag gemacht.

„Guck nor e mol do so n Drach, is r jo ewe erscht zu sich komme, un do hot r mich jo aach schor ganz blutig gebisse“, sagte Engel.

„No Teifel!“ schrie er plötzlich auf, „dich muß mr widder duslich schlage; verreißt mr jo der Drach s ganze Hemp!“ und mit einem Miß und einem Schmiß quakte das Tier wieder auf der Erde und hatte auch schon einen Schlag, daß ihm ein Auge aus dem Kopf quoll. Jetzt lies er es nicht mehr

zu sich kommen. Zuhause warf er es auf den Hof. Wir verfolgten Engel bis auf seinen Hof und konnten uns noch lange nicht von dem, wie es schien, toten Tier trennen. Engels Date befahl ihm: „Schaff mr des Ding vum Hof, des is n Ittis, was soll n der do rom stinke.“ Und später, als Engels Date schon nicht mehr in der Umgegend war, kam der Ittis wieder zu sich und machte alsbald einem Huhn nach, das im Hofe war. Mit großem Geschrei lief dieses davon.

„Was du willst woll aach noch Hinkel fresse?“ sagte Engel und schlug es nun, wie wir meinten, tot und warf es in den Garten.

Am nächsten Morgen kam Engel zu mir.

„Komm e mol mit, Andrusch, ich will dr e mol was weise“, sagte er. Aber schon unterwegs erzählte er mir die Neuigkeit. Der Ittis hatte über Nacht furchtbar im Hühnerstall gewütet, und der Stock des Vaters hatte am Morgen ebenso furchtbar auf Engels Hinterteilen gewirtschaftet. „Awer ich hun n awer aach sei Traktament geewe, wie ich n gesunne hun, ich hun n ganze Morgen noch des Ding gsucht.“ Und mit diesen Worten zeigte er auf den Hackloß. Ich sah das Tier von gestern aber nun schon ohne Kopf liegen. „Ich huns duslich geschlage, un dann hun ich em n Kopp abgehakt,“ sagte er zu mir. Ich machte, daß ich bald von der Stelle dieser Abenteuer wegfam.

\* \* \*

Der gemeine Ittis (*Putorius foetidus* Gray) befindet sich in den gemäßigten Gegenden Europas und Asiens. Sein schmeidiger Körper ist etwa 8—9 Werschoß lang und trägt einen dunkelbraunen Pelz, der nach dem Hals und der Schnauze heller ja gelb wird. Das Weibchen unterscheidet sich durch eine weiße Schnauze. Er wohnt in Erdlöchern, hohlen Bäumen und alten Fuchsbauten, Unter dem Schwanz hat der Ittis zwei Drüsen, die eine stinkende Flüssigkeiten ausscheiden. Gewöhnlich geschieht dieses in der Gefahr. Er ist sehr blutgierig und zeigt eine zähe Lebensfähigkeit bei Verwundungen. Er nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, Ratten, Hamstern usw. Den Hühnerstall fügt er sehr großen Schaden zu, wenn er ankommen kann.



## Natur und Kultur.

Von Carl Müller.

Den Naturfreund kann zuweilen eine tiefe Wehmut beschleichen, wenn er sieht, wie die Kultur unaufhaltsam fortschreitet und die Natur in ihrer Ursprünglichkeit immer weiter zurückdrängt oder gar vernichtet wird. Denn wo der Mensch mit seinem Kulturstiefel hintritt, da wächst „kein Gras“ mehr. An Stelle des urwüchsigem Waldes tritt der wohlgepflegte und geregelte Park, an Stelle der blumenbesäten Au tritt die wallende und wogende Gras- und Getreideflur. Das ist zwar auch Natur, aber gekämmte und geglättete, sie riecht zu stark nach Menschenhand und entbehrt des Schmelzes und Hauches der Ursprünglichkeit.

Nun ist freilich der Mensch mit seiner Zivilisation und Kultur auch ein Stück Natur. Er hat sich den Gang und den Drang zur Kultur nicht selbst gewählt oder erworben. Und was wäre auch ohne diesen Kulturdrang aus ihm geworden? Er würde sich von dem fleischfressenden Tiere nur durch seine Grausamkeit, durch seine artikulierten Laute unterscheiden und wohl noch dadurch, daß er seinen Geschlechtstrieb zu jeder Jahreszeit befriedigt, daß ihn davon nichts abhält weder Frost noch Hitze, weder Sommer noch Winter, weder Tag noch Nacht. Zwar hat es die bürgerliche Kultur an übertünchter Grausamkeit wahrlich auch nicht fehlen lassen trotz aller Moraltrumpeter. Sie konnte in der Verfolgung ihrer habgierigen Ziele über Berge von Menschenleichen hinwegschreiten, ohne dabei mit der Wimper zu zucken. Sie hatte eine Richtung genommen, die zum Untergange führen mußte. Selbst aus ihren Kreisen heraus wurde „der Untergang des Abendlandes“ angekündigt. Und böse Zungen wußten schon anzugeben, wo die Menschheit bei Verfolgung dieser Kultur anlangen werde. Auf Grund des Gesetzes, daß sich jedes Organ, das viel gebraucht wird, sich auf Kosten der übrigen entwickelt, prophezeiten sie einen Menschentypus mit einem ungeheuer dicken Kopf auf einem dünnen Halse, mit einem faßgroßen Magen und mit den Geschlechtsorganen eines Wal-fisches auf stöckerdünnen Beinen. Es mußte etwas geschehen, um die drohende Gefahr für Natur und Menschheit abzuwenden; und es geschah etwas: es kam die proletarische Revolution, die die bürgerliche Kultur, deren Aufgabe erfüllt ist, durch die proletarische Kultur ablösen wird. Diese wird nicht Raubbau an der Natur treiben, wird sie nicht rück-

sichtslos ausbeuten zum Besten des Einzelnen, sondern wird sie ausnützen zu Nutz und Frommen der Gesamtheit. Dann wird auch die Natur, zum großen Teil wenigstens, ihre Ursprünglichkeit wieder zurückerhalten. Bis dahin aber müssen wir von der Erinnerung zehren. Zur Erinnerung an die ehemaligen Naturherrlichkeiten hat man in manchen Ländern große Gebiete dem Zutritte der Kultur verschlossen. So in Amerika den Yellowstonepark, in der südlichen Ukraina die Askania Nowa, so in Deutschland und in der Schweiz. Hier leben Tiere und Pflanzen in unversehrt, freier Wildnis wie ehemals, als der Mensch diese Stätten noch nicht betrat. Und wo solche gesetzlich geschützten Landschaften fehlen, da bleibt uns nur die Ueberlieferung und die Geschichte. —

Auch wir Wolgakolonisten haben in den 160 Jahren unseres Hierseins mit den Naturschönheiten der Steppen gründlich ausgeräumt. In den Jahren der Zügellosigkeit machte Habgier, Not und Dummheit den Kehraus mit dem Walde längs der Wolga. Nur hier und da stehen noch vereinzelte Baumriesen und zeugen von der ehemaligen Naturpracht, die unsere Väter bei der Ansiedlung antrafen. Und wenn die Alten heute von „früher“ erzählen, von all den Schönheiten und Herrlichkeiten der Ursteppe, dann sitzt der Jungkolonist begeistert da und lauscht und schmatzt, wenn er die roten Steppkirchen sieht und die verlockenden Erdbeeren, die die Väter so lebhaft schildern. Aber immer wieder schließt die Erzählung mit dem: Es war einmal.

Es war einmal. In meiner Kindheit Tagen, da gab es noch, und nicht nur auf der Ursteppe, sondern auch auf den gepflügten Feldern, da gab es noch große Hecken wilder Steppkirchen. Etwa einen halben bis drei Viertel Meter hoch wurde der Strauch. Welch eine Pracht, wenn die Hecke im Frühling ihr schneeweißes Frühlingskleid anlegte, das hier und da von der rötlichen Blüte der wilden Mandel gesäumt oder gestreift war. Die rotbraune glänzende Rinde des Strauches, die dunkelgrünen saftigen Blätter und darüber der zarte Blüten Schnee!

Wenn dieses reizende Naturbild von den Strahlen der aufgehenden Sonne geküßt wurde, dann mußte die Nachtigall vor Freude jauchzen und die Lerche sich aufschwingen in des Aethers Blau und hoch oben ihrer Wonne Lust machen.

Drüben am Rain stand bescheiden die blasse Ginster mit ihrem gelben Blütenschmuck neben der zierlichen Batoge, der Steppenmyrte, mit ihren kleinen Blättchen und rosa Blütchen.

Und wenn im Sommer die Kirische reifte, dann legte die Hecke ihr rotes Feierkleid an und lud zum Feste ein. Nichts Schöneres gab es für uns Kinder, als am Sonntagmorgen in die Kirischen zu gehen oder zu fahren. Ganze Eimer, Körbe, Säcke voll süßester Steppenkirischen gab uns die Hecke mit. — Und heute? Alle Hecken sind umgeackert und ausgerottet. — Es war einmal.

In den Gräben die duftenden Erdbeeren, „wie ein rotes Tuch“, an den Hängen endlose Schleh- und Hagebuttenhecken. Welche Blütenpracht, welcher Blütenduft im Frühling! Heute — alles ausgehackt und zertreten. Auch hier — es war einmal.

Im Walde die blauen Brombeerhecken mit ihrer saftigen, erquickenden Frucht. Ganze Eimer und Körbe wurden da vollgepflückt.

Der Wald ist heute vernichtet, und die Brombeere verdorrt.

Und in den Gewässern, welcher Reichtum an Fischen und Krebsen! Auch hier hat die Kultur verderblich auf die Natur eingewirkt. Durch die Abflüsse aus den Betrieben, durch die Naphtha der Dampfer, durch allerhand Verunreinigung ist der Fischreichtum stark zurückgegangen und die Krebse sind fast gänzlich verschwunden. Zwar wird behauptet, daß eine Seuche unter ihnen ausgebrochen sei; aber wer weiß, welchen Einflüssen die Seuche ihre Entstehung verdankt. Während früher bei uns mit Krebsen die Schweine gefüttert wurden, sind sie heute zur Seltenheit geworden.

Die Krebse wurden sehr einfach gefangen. Wir Kinder flochten uns aus Weiden einen Schöpfer,

banden eine Speckschwarte darauf, hielten ihn ins Wasser und fingen die Krebse mit der Hand. In weniger als einer halben Stunde hatten wir einen ganzen Eimer voll. Und erst mit dem Streichgarn! Da war ich als Junge einmal dabei. Wir zogen in einem tiefen Teiche. Bei jedem Zuge war der Garnsack mit Krebsen so angefüllt, daß wir ein Tuch darunterbreiteten und die Krebse aus dem Garn in den Wagen schütteten. Bald hatten wir den ganzen Wagen voll, daß wir kaum noch Platz darauf fanden. Am Abend wurde der Wascheffel geheizt, die Nachbarn und Verwandten eingeladen und ein „soziales“ Krebsessen veranstaltet. Eine Woche lang backte die Mutter dann noch Koteletten aus den Krebschwänzen, während das Uebrige die Schweine bekamen.

Ja, es war einmal.

An der Verödung unserer Natur ist natürlich nicht nur die Kultur schuld, sondern auch die Unkultur, die Unwissenheit und Rohheit. Wir haben unser Steppenkind seines natürlichen Schmuckes entkleidet und haben ihm einen zerflossenen und zerrissenen Kulturkittel übergeworfen. Nun steht das braunbäckige Naturkind verschämt da und kann sich seine Blöße nicht bedecken. Unsere Aufgabe ist es daher, es schnellstens in ein Kleid aus amerikanischem Stoffe einzukleiden. Denn wenn ich auch auf die Nachteile der Kultur für die Natur hingewiesen habe, so will ich damit doch nicht sagen, daß ich gegen die Kultur bin. Wir müssen durch diese Kulturepoche hindurch zu einer neuen, höheren hinauf, wo die Lebensmittel künstlich erzeugt werden, und dadurch die Natur weniger in Anspruch genommen werden wird. Dann wird der Mensch sich auch wieder an einer unverfälschten, unberührten Natur erfreuen können.



Im Verlage der Zeitschrift

# „Unsere Wirtschaft“

er s c h i e n e n :

**In deutscher Sprache:**

**Bäume und Sträucher unserer  
deutschen Wolgakolonien**

Von G. Meyer.

85 Seiten. Preis **60** Kop.,  
mit Uebersendung **65** Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der  
Wolgadeutschen und dessen  
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm  
der Funde und zwei paläontolo-  
gischen Tabellen.

Von Bergwerfingenieur A. Busik.

Preis **30** Kop.

mit Uebersendung **35** Kop.

**„Unsere Emigranten“**

Von G. Dummier.

63 Seiten. Preis **25** Kop.  
mit Uebersendung **30** Kop.

**In russischer Sprache:**

**Житняк и его культура на  
Юго-Востоке Европейск. России.**

Состав. П. Н. Константинов.  
66 страниц.

Preis **30** Kop.

mit Uebersendung **35** Kop.

**Борьба с засухой по данным  
Краснокутской опытн. станции.**

Состав. П. Н. Константинов.  
71 страница.

Preis **50** Kop.

mit Uebersendung **55** Kop.

**Меннониты Кеппентальского  
района Обл. немцев Поволжья  
в бытовом и хоз. отношении.**

С 14 рисунк., одним планом и  
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.

212 страниц.

Preis **2** Rbl.

mit Uebersendung **2** Rbl. **20** K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der  
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.

**Achtung!**

**Achtung!**

Das Abonnement  
für das Jahr 1925 auf die illustrierte Zeitschrift  
**„Unsere Wirtschaft“**

(4. Jahrgang) ist eröffnet.

Auch im 4. Jahre ihres Bestehens wird die Zeitschrift bestrebt sein, ihren Lesern reichhaltiges und allgemeinverständliches Material zur Belehrung und zur Unterhaltung zu bieten. Die wichtigsten Tagesfragen finden eine umfassende und zusammenhängende Beleuchtung. Die Aufsätze über die Landwirtschaft werden sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der Versuchsanstalten unserer Gegend stützen. Außerdem findet der Leser in der Zeitschrift Aufsätze über die verschiedensten Zweige der Wirtschaft und der Wissenschaft, sowie auch Erzählungen, Gedichte und andere Unterhaltungslektüre für Erwachsene und Kinder.

Jeder Leser erhält in einem Jahr 24 Nummern mit ungefähr 750 Seiten Textes.

Die kostenlose Beilage „Naturbilder aus unserer Republik“,  
in der das Tier- und Pflanzenleben unserer Gegend anschaulich ge-  
schildert wird, wird womöglich auch im Jahre 1925 beibehalten bleiben.

Für unseren Lehrer sorgt die Zeitschrift besonders, indem sie eine pädagogische Beilage zu jeder Nummer gibt, worin er seine Nöte besprechen und neue Wege in seiner Arbeit anbahnen kann. — Diese Beilage gibt etwa 100 Seiten jährlich.

Außerdem bekommt jeder Besteller, der den ganzen Bezugspreis im Voraus einträgt, noch eine kostenlose Beilage „Bäume und Sträucher unserer deutschen Wolgafolonien“ von Prof. E. Meyer.

Ungeachtet dessen, daß die Zeitschrift durch die pädagogische Beilage erweitert wird und eine kostbare Beilage gibt, haben wir die Möglichkeit, den

**Bezugspreis für das neue Bezugsjahr auf 4 Rubel jährlich, 2 Rubel halbjährlich und 1 Rubel vierteljährlich herabzusetzen.**

Derjenige unserer Besteller, der uns 5 neue Leser in den kleinen Dörfern, 10 in den größeren Ortschaften und Kantonzentren und 20 in den Städten unserer Republik zuführt, bekommt ein Freieemplar für jeden Leserkomplex.

Den Jahresbestellern, die die Möglichkeit nicht haben den ganzen Betrag gleich einzutragen, gibt die Redaktion folgende günstige Zahltermine: Beim Verschreiben 2 Rubel, am 1. März 1 Rubel und am 1. Juli 1 Rubel.

**Armen Bauern,**

die von ihren Dorfbehörden ein Zeugnis vorstellen, wird die Zeitschrift auf Kredit bis zum 1. Oktober Zahltermin abgelassen.

Außerdem gibt die Redaktion **50 Freieemplare für arme fortschrittlich gesinnte Bauern,**

die die Möglichkeit nicht haben die Zeitschrift zu verschreiben. Die Liste der Dörfer und die Verteilungsbedingungen werden nachträglich veröffentlicht werden.

Bestellungen sind zu richten: An die Redaktion „Unsere Wirtschaft“,  
Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.